



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die deutschen Kolonien

Hessler, Carl

Leipzig, 1889

urn:nbn:de:gbv:46:1-11465

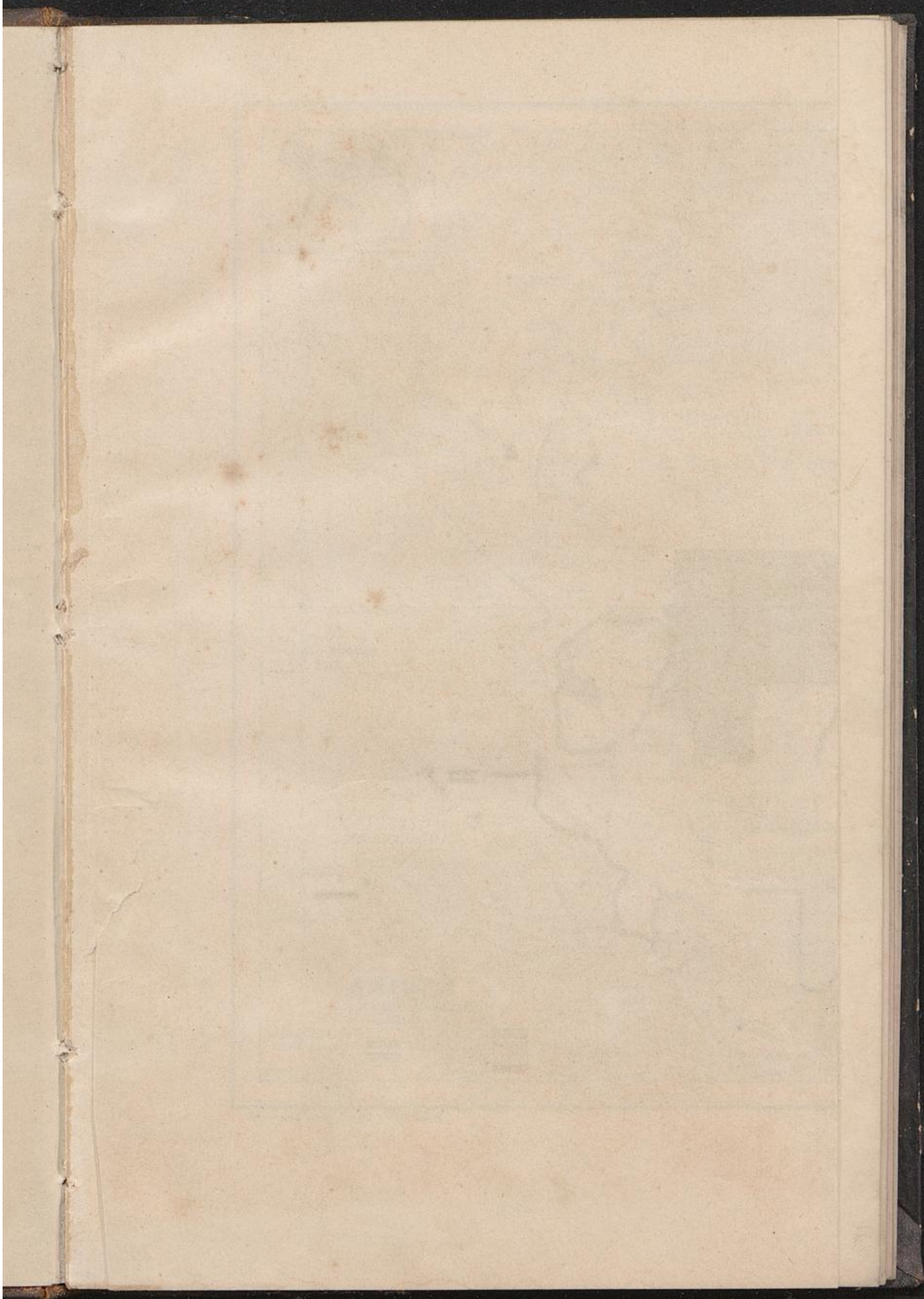


X
44677

49. 12.

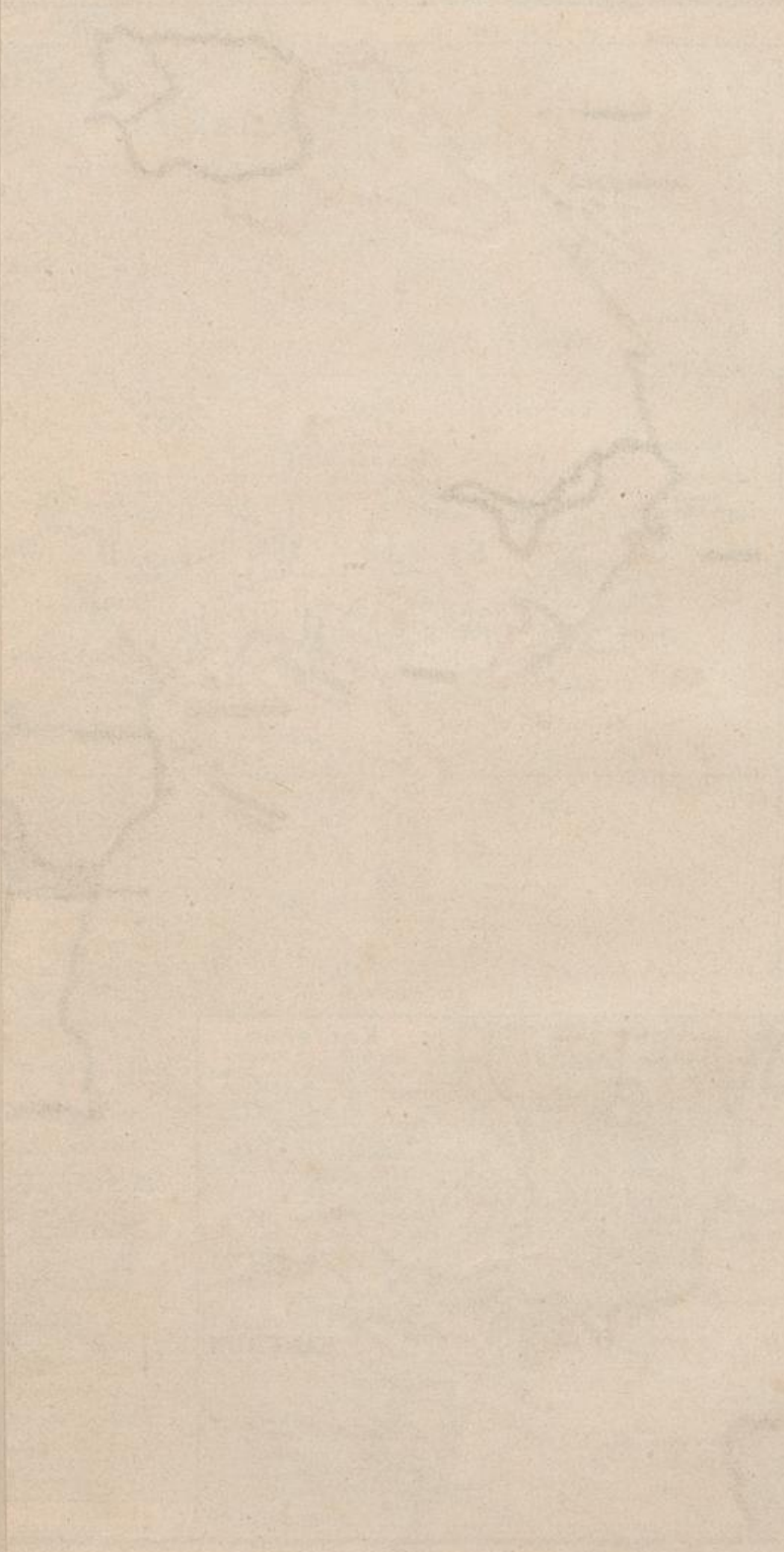
Handwritten text, possibly a title or page number, located at the top center of the page. The text is faint and appears to be "Handwritten" followed by some illegible characters.

UNIVERSITÄT
BREMEN
BIBLIOTHEK





Ed. Gaebler's Geogr. Inst. Leipzig X.



Die deutschen Kolonien.

Beschreibung

von

Land und Leuten unserer auswärtigen Besitzungen

von

Carl Hehler.

Mit
fünf Karten.



Mit 41
Abbildungen.

Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Neß, 1889.

Verlag von Georg Lang.

Die Geschichte der Kolonisation

Erster Band

von Dr. phil. h. c. h. Carl Schmitt

1912



010/2608

X 44677

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
A. Besitzungen in Westafrika.	
Deutsch-Südafrika	5
Kamerun	22
Das Logoland	41
B. Besitzungen in Ostafrika.	
Deutsch-Ostafrika	48
Das Gebiet des Sultans von Sansibar	65
Karawanen in Ostafrika	68
Das Wituland	71
Das Somalland	73
Fetischismus, die Religion der Eingeborenen Afrikas	79
C. Besitzungen in der Südsee.	
Die australischen Inseln im allgemeinen	86
Die Polynesier und Mikronesier	88
Die Melanesier	95
Die Religion der Melanesier, Polynesier und Mikronesier	103
Das Kaiser Wilhelms-Land auf Neuguinea.	
a) Die Insel Neuguinea im allgemeinen	108
b) Das Kaiser Wilhelms-Land	113
Der Bismarck-Archipel	119
Die Salomonsinseln	125
Die Marschallinseln	126
Anhang.	
Die Samoainseln	130
Die kolonialen Gesellschaften	135

Karten.

1. Afrika. Mit Karton: Kamerun	1
2. Südafrika	32
3. Central-Ostafrika	64
4. Deutsche Schutzgebiete in der Südsee. Mit Kartons	128
5. Die überseeischen Verbindungen Deutschlands. Mit Karton: Logoland	140

Abhandlung

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Fortsetzung

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Einleitung.

Nachdem Deutschland durch den sieg- und ruhmreichen Krieg von 1870/71 wieder fest geeint war und sich zur ersten Landmacht Europas emporgeschwungen hatte, begann es die gesunkene Seemacht wieder zu heben und zu fördern. Mit Stolz kann Deutschland jetzt auf seine Flotte schauen, nimmt sie doch zur Zeit bereits eine der ersten Stellen unter den Kriegsflotten ein.

Auch der lang gehegte Wunsch nach Kolonien hat in unsern Tagen seine Erfüllung gefunden. Schon der Große Kurfürst, der seine Jugend in den Niederlanden verlebte und dort die Bedeutung der Seemacht für die Blüte und Machtstellung einer Nation kennen gelernt hatte, strebte danach, sich eine solche zu schaffen. Die kleine, mit Hilfe holländischer Schiffsbaumeister gebildete Flotte leistete ihm im Kampfe gegen die Schweden und Spanier wichtige Dienste; sie gab ihm auch Gelegenheit, an dem Handel nach Afrika teilzunehmen. Mit zwei Schiffen langten die Brandenburger glücklich in Afrika an und „unter dem Donner der Kanonen und dem Schalle der Trompeten“ wurde gelandet. Der Kapitän Blonk schloß mit drei Negerhäuptlingen an der Goldküste einen Vertrag ab und erbaute auf dem Berge Mamfro die Feste Groß-Friedrichsburg. Den ersten Ehrengruß erhielt die brandenburgische Kolonie von einem englischen Schiffe, welches im Hafen vor Anker ging. Die aufblühende Kolonie erregte bald den Neid der Holländer; es gelang ihnen, unter den benachbarten Negerstämmen einen Aufruhr anzuzetteln, der jedoch durch einen energischen Angriff bald wieder gedämpft wurde. Groß-Friedrichsburg blieb nicht die einzige Kolonie; auch noch an verschiedenen anderen Orten gründeten die Brandenburger Niederlassungen. Die wachsende Eifersucht der Holländer suchte die Bestrebungen des Kurfürsten in Afrika auf jegliche

Weise zu hemmen oder zu vereiteln, und da die Holländer durch Unterhandlungen nichts erreichten, griffen sie schließlich zu Gewaltthätigkeiten. Nach dem Tode des Kurfürsten wurden die Besitzungen in Afrika wieder aufgegeben, Groß-Friedrichsburg kam endlich nach langen blutigen Kämpfen in die Hände der Holländer. Wie schwierig es diesen wurde, sich in den Besitz der brandenburgischen Kolonie zu setzen, möge hier kurz erwähnt werden. Nachdem die Brandenburger Groß-Friedrichsburg aufgegeben und verlassen hatten, hielt der Negersfürst Jean Cunny, der im Namen des Königs von Preußen die Festung schützte, noch treu an seinem geleisteten Eide. Den Holländern, die mit drei Kriegsschiffen im Hafen erschienen und ihn zur Übergabe aufforderten, ließ er sagen, daß er die ihm von einem preußischen Befehlshaber übertragene Feste auch nur einem solchen wieder überliefern könne; in seiner Treue ließe er sich nun und nimmermehr wankend machen. Nun griffen die Holländer zur Gewalt. Etwa 50 Mann, befehligt von dem Hauptmann van der Hoeven, wurden ans Land gesetzt, um den Angriff auf die Festung zu unternehmen. Ohne auf Widerstand zu stoßen, rückten sie vor; plötzlich aber wurden sie von ungefähr 1800 Negern mit so lebhaftem Musketenfeuer begrüßt, daß fast alle umkamen. Der Hauptmann van der Hoeven, der selbst drei Wunden empfangen hatte, rettete sich durch Schwimmen. Die Holländer zogen sich zurück, um sich zu einem neuen Angriff vorzubereiten. Aber auch der schwarze Fürst suchte seine Streitkräfte zu vermehren; er verfügte bald über ein Heer von 20000 Mann. Jahrelang kämpfte er gegen die Holländer mit Glück, mußte aber schließlich der überlegenen Macht weichen.

Um seinen Haß gegen die Holländer recht deutlich an den Tag zu legen, ließ Jean Cunny die Straße von dem äußeren Thor der Festung bis in das innerste Gemach seiner Wohnung mit den Schädeln der in den verschiedenen Gefechten erschlagenen Holländer pflastern. Den größten dieser Schädel hatte er sich in Silber einfassen lassen und bediente sich desselben als Trinkschale. Der Kampf währte bis in das Jahr 1725. Als Jean Cunny schließlich sah, daß es vergeblich sei, noch länger gegen die Holländer zu kämpfen, verschwand er plötzlich, und niemals ist eine Kunde von ihm zu erlangen gewesen.

So war die preußische Flagge von dem afrikanischen Boden verschwunden, aber der Geist der Ordnung und der Betriebsamkeit, den die Brandenburger den Negern eingepflanzt, war, wie spätere Reisende berichten, nicht so leicht bei ihnen erloschen. (Nach Oberländer.)

Als Deutschland im Jahre 1848 sein Recht auf Schleswig-Holstein geltend machte, erntete es Hohn und Spott. „Ein paar dänische Kriegsschiffe reichten hin, um den Handel von 40 Millionen Deutschen lahm zu legen.“ Die kleine Flotte, welche damals geschaffen ward, wurde schon im Jahre 1852 wieder versteigert. Als einige Jahre später die Ostseestaaten, besonders Preußen, den festen Willen zeigten, eine Seewehr zu schaffen, und auch einige binnenländische Regierungen damit einverstanden waren, trat eine englische Zeitung mit unglaublicher Frechheit gegen uns auf. Die „Morning Post“, das Organ des Lord Palmerston, schrieb unter dem 6. April 1861: „Preußen sehnt sich nach dem Besitz von Kiel. Einmal in dem Besitz dieses prachtvollen Hafens, würde eine ehrsüchtige und gewissenlose Macht Schleswig zu erwerben suchen. Darum eifern die deutschen Professoren und Propagandisten, welche den Kreuzzug gegen Dänemark predigen, so sehr für die Vereinigung Schlesiens und Holsteins; sie wissen wohl, daß Preußen oder Deutschland im Besitz der Herzogtümer nicht nur einen Hafen ersten Ranges, sondern auch ein Land besitzen würde, dessen Küsten von Fischern und Matrosen wimmeln. Wir vertrauen jedoch, daß die politische Ehre, die gemeine Redlichkeit, der gesunde Menschenverstand Europas und der Großmächte einschreiten, bevor es zu spät ist, und solch einen verwegenen Raubversuch verhindern werden.“ Lord Palmerston läßt dann Preußen auffordern, „diesem Unsinn von wegen einer deutschen Flotte ein Ende zu machen. Die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen, aber nie seit dem Anfang der Zeiten hatten sie den Genius, das Weltmeer zu durchfurchen, oder die hohe See oder auch nur die schmalen Gewässer zu befahren.“

B. Auerbachs Volkskalender, der im Jahre 1882 diese Worte citierte, bemerkt dazu: „Es wird die Zeit kommen, da diese Londoner uns Deutschen noch aus der Hand fressen werden.“ Welche Stellung Deutschland jetzt unter den Seemächten einnimmt, ist oben bereits

erwähnt. Seine Flagge weht auf allen Weltmeeren, es wird gefürchtet und geehrt von allen Nationen der Erde, und es ist imstande, im erforderlichen Falle dem gebietenden Worte durch den Donner der Geschütze den nötigen Nachdruck zu verschaffen.

Seit dem Jahre 1884 ist Deutschland in die Reihe der Kolonialstaaten eingetreten. Die deutschen Schutzgebiete liegen teils in Afrika, teils in der Südsee und umfassen ein Gebiet von über 60 000 □Ml. ($3\frac{1}{4}$ Mill. qkm) mit etwa 3 Mill. Einwohnern.

A. Besitzungen in Afrika.

a. In Westafrika:

- 1) Deutsch-Südafrika 1 650 000 qkm (30 000 □Ml.), 300 000 Einw. ungef.,
- 2) Kamerun 360 000 " (6500 "), 500 000 " "
- 3) Togo-land 18 670 " (340 "), 600 000 "

b. In Ostafrika:

- 1) Deutsch-Ostafrika 1 100 000 qkm (20 000 □Ml.), 1 000 000 Einw.,
- 2) Das Wituland 1376 " (25 "), 50 000 "
- 3) Das Somaliland*) ?

B. Besitzungen in der Südsee.

- 1) Das Kaiser Wilhelmsland 181 650 qkm (3300 □Ml.), 110 000 Einw.
- 2) Der Bismarck-Archipel 45 000 " (818 "), 250 000 "
- 3) Die Salomons-Inseln 22 000 " (403 "), 80 000 "
- 4) Die Marshall-, Brown-
und Providence-Inseln 490 " (9 "), 12 000 "

*) Dies Gebiet ist noch nicht unter Reichsschutz gestellt. Es gehört einstweilen zur „Deutschen-Interessensphäre,“ d. h. Deutschland steht vertragsmäßig das Recht der Besitzergreifung zu, falls es von demselben Gebrauch machen will.

A. Besitzungen in Westafrika.

Deutsch-Südafrika.

(Siehe Karte 2.)

In dem Nama- und Damaralande, sowie in dem südlichen Teile des Ovambolandes und den Ländern am Ngamifsee besitzt Deutschland ein Kolonialgebiet von ungefähr 30 000 □ Ml. (1650 000 qkm).*)

Die den Engländern gehörige Walfischbai ausgenommen, umfaßt das deutsche Gebiet in Südwestafrika die 180 deutsche Meilen lange Küstenstrecke vom Dranjefluß bis nördlich zum Cunene. Hartnäckig halten bis jetzt die Engländer an diesem Hafenplatze, der für den Handelsverkehr mit dem Hinterlande von großer Bedeutung ist, fest; doch hat man, um diesen Hafen entbehren zu können, nach einem anderen geeigneten Platze gesucht und auch einen solchen in der weiter südlich gelegenen Sandwichbai gefunden. Diese Bucht ist durch eine vorspringende Landzunge vor den Stürmen trefflich geschützt, hat den Vorteil, daß sich dort gutes Trinkwasser befindet und auch Schiffe von großem Tiefgange bis nahe an die Küste fahren können.

Die Zahl der Eingeborenen schätzt man im Namalande auf 17 000 bis 30 000, im Ovambolande auf 100 000 und im Damaralande auf 80 000 Herero und 50 000 Bergdamara. Im ganzen deutschen Schutzgebiete beträgt die Einwohnerzahl nur etwa 300 000.**)

Vom Dranjefluß bis zum Kap Frio bietet die Küste einen höchst öden und traurigen Eindruck; in einer Breite von 20 bis 30 km wird sie von einem Sandmeer und nackten kahlen Felsen begleitet. Da es hier nur äußerst selten regnet, ist Wasser nirgends vorhanden, und die Flüsse erreichen das Meer nur zur Regenzeit. Hinter diesem Küstenfaume jedoch gewährt das Land einen anderen Anblick. Zur Regenzeit (vom Dezember bis Mai), wenn Bäche und Ströme das

*) Die Größe des Deutschen Reiches beträgt: 540 594 qkm (9818 □ Ml).

**) Also etwa soviel wie Breslau oder Hamburg.

Land durchziehen, entwickelt sich die üppigste Vegetation. Berge und Thäler sind mit den herrlichsten Blumen so dicht bedeckt, daß man wohl nirgends den Fuß auf kahlen Grund setzen kann. Das Gras erreicht Manneshöhe und bietet den Herden das trefflichste Futter; während der trockenen Zeit verdorrt dasselbe wieder und hat das Aussehen wie große, weite Getreidefelder.

Zum **Namalande** gehört die Lüderikische Besitzung Angra Pequena. Sie war die erste deutsche Kolonie und wurde von dem Bremer Kaufherrn F. A. Lüderik am 9. April 1883 erworben. Der Name Angra Pequena ist portugiesisch und bedeutet „kleine Bucht“. Als Nordgrenze der Besitzung gilt der 26° südlicher Breite und als Südgrenze der Dranjesfluß. Die Küstenlänge beträgt 400 km; landeinwärts erstreckt sich das Gebiet 150 km. Die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welche die Lüderikischen Erwerbungen in Besitz genommen hat, teilt in ihrem Jahresberichte für 1886/87 folgendes mit: „Die Bucht von Angra Pequena hat zum Andenken an den verschollenen, für tot zu erachtenden A. Lüderik den Namen ‚Lüderikbucht‘ erhalten. Um unser Besitztum geographisch zu bezeichnen und es von dem gleichfalls unter deutschem Schutze stehenden, aber selbstständigen Hinterlande Groß-Nama- und Damaraland zu unterscheiden, haben wir für den südlichen Teil unserer Besitzungen, vom Dranje- bis zum Swakopfluß den Namen ‚Deutsch-Namaland‘ und für den nördlichen Teil vom Swakopfluß bis zur portugiesischen Grenze am Cunenefluß den Namen ‚Deutsch-Damaraland‘ angenommen.“

Der treffliche Hafen von Angra-Pequena, der die Haupteingangspforte zum Namalande ist und Raum für eine ganze Flotte hat, wird gebildet durch eine von Süden nach Norden vor der Küste sich hin-streckende Landzunge, sowie durch folgende drei Inseln: 1. die Seefalbin-
insel (Seal Island), 2. die Pinguininsel (Guanoinseln) und 3. die Hai-
fischinsel (Shark Island). Die mittlere der drei Inseln, die Pin-
guininsel, ist die größte, die südliche (Hai-fischinsel) die kleinste. Durch-
schnittlich sind obengenannte Inseln 1 km lang und 500 m breit. Da
am Hafen von Angra Pequena Trinkwasser nicht vorhanden ist, muß
es aus dem Innern des Landes geholt werden. Die erste Wasser-
station ist Aus, von wo ein Weg nach der Missionsstation und Resi-
denz Bethanien führt. An der Küste des Lüderiklandes gibt es außer
diesem Hafen noch etliche andere gute Landungsplätze, wie die Hotten-
tottbai, die Atlasbai, Elisabethbai, Prince of Wales-Bai, Whalebai
und Angra-Sunta. „Wenn man bis jetzt an der Küste kein Trink-

wasser gefunden hat," sagt Kohlfs, „so liegt das einfach daran, daß man danach nicht gründlich gesucht und besonders noch gar nicht auf Wasser gebohrt hat. Ein großes Rinnsaal mündet in die Angra Pequena, und wenn es auch nur selten seine Fluten bis dahin wälzt; es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß ein unterirdischer Fluß dort während des ganzen Jahres existiert. Wer wie ich durch artesischen Brunnen in viel hoffnungsloserem, durchaus wüstenhaftem Boden demselben durch Menschenhand das schönste und reinste Quellwasser hat entlocken sehen, der kann mit ziemlicher Sicherheit die Prognose wagen, daß auch Angra Pequena demnächst sich guten Trinkwassers erfreuen wird.“

Auf die sandige, unfruchtbare, fast vollständig wüste Küstenzone folgt eine bis zu 1300 m ansteigende Terrassenlandschaft, welche nach dem Innern zu mehr und mehr an Fruchtbarkeit zunimmt und in den etwa 200 km von der Küste entfernten, in der Nähe von Rehoboth im **Damaralande** gelegenen Awasgebirgen und in den Omatakobergen weiter nördlich eine Höhe von 3000 m erreicht. Hier zeichnen sich die Berge aus durch ihre Großartigkeit und erinnern durch ihre mächtigen, bastionartigen Granitfelsen und Sandsteinformen von groteskem Charakter lebhaft an die sächsische Schweiz. Nach Osten fällt der aus hartem Lehm und Kalkstein bestehende Boden zum Kalaharibecken sanft ab. Etwa 130 km von der Küste findet sich gutes Trinkwasser, der Boden wird fruchtbar und eignet sich für den Ackerbau. Östlich von Bethanien beginnt der von Süden nach Norden ziehende Hauptgebirgszug, welcher reich an Kupfer ist. Auch Gold und Silber sind im Damaralande, besonders am Swakopflusse und in der Nähe von Rehoboth gefunden worden, doch ist es bis jetzt noch fraglich, ob der Bergbau sich lohnen wird. Der östliche Theil des Damaralandes hat ausgedehnte, mit schönem Gras bewachsene Ebenen und gut bewaldete Partien, namentlich in den Bergschluchten.

Das **Ovamboland** ist fruchtbarer als die südlicher gelegenen Gegenden und gehört wegen seiner schönen Berge und großen, fruchtbaren Ebenen zu den besten Gegenden Südafrikas. Es eignet sich besonders für den Getreidebau und hat ein gutes, trockenes Klima.

Etwa vom 18. Breitengrade ab ändert sich der Charakter des Landes. Der schwedische Naturforscher Andersson, der das Ovamboland besucht, erzählt von seiner Ankunft in dieser Gegend folgendes: „Vergebens würde es sein, unser Entzücken bei dieser Gelegenheit zu beschreiben und das reizende Panorama zu schildern, welches sich vor uns aufthat. Genüge es zu sagen, daß anstatt der ewigen Strauch-

steppe, wo uns jeden Augenblick die Dornen der Mimosen aus dem Sattel zu reißen drohten, die Landschaft nun ein anscheinend endloses Feld gelben Getreides darbot, übersäet mit zahlreichen Hütten und gebadet im warmen Lichte der untergehenden Tropensonne. Dazu erhoben sich hier und dort riesenhafte, breitästige, dunkellaubige Schatten- und Frucht bäume, während zahlreiche Fächerpalmen, einzeln oder in Gruppen stehend, das Bild vervollständigten. Es schien uns ein Olyfium. Noch oft seitdem habe ich diese Szene in mir heraufbeschworen, welche mir nicht unpassend zu vergleichen schien dem Vertauschen einer heißen, hellen, schattenlosen Wüste gegen einen Park voll frischen Grüns und kühlen Schattens.“

Das Hinterland von Deutsch-Südafrika wird gebildet durch die Länder am Ngami-See und einen Teil der Kalahari-Wüste.

Die Kalahari-Wüste ist eine große, weite, von Hügeln und Höhen durchzogene Ebene. Obwohl Flüsse in ihr nicht vorhanden sind und Quellen nur sehr vereinzelt vorkommen, ist sie dennoch nicht ohne Vegetation und Bewohner. Zum größten Teile ist sie mit mäßig hohem Gras bewachsen, zwischen dem sich kriechende und knollenführende Pflanzen, Kürbisse und Wassermelonen, und hin und wieder Gruppen von Gemüse und Bäumen finden.



Kalahari-Wüste.

Im Norden der Kalahari-Wüste liegt der Ngami-See, welcher am 1. August 1849 von Livingstone zuerst erreicht wurde. Er hat einen Flächeninhalt von 770 qkm und ist 890 m über dem Meere gelegen. Im Süden sind seine Ufer hoch, im Norden flach, sandig, schlammig und mit Schilf bewachsen. Zur Regenzeit strömen ihm von Norden gewaltige Flüsse zu, so daß sein Wasserstand sich beträchtlich hebt. Sein größter Zufluß ist der Tioge, der in seinem Oberlaufe von Palmen, Sykomoren und Mimosen, im Unterlaufe von ausgedehnten Schilfmorästen, die nur hier und da von Gruppen von Fächerpalmen unterbrochen werden, eingefast ist. Eine Überfülle von Wasser ist zur Regenzeit in der ungeheuern Ebene nördlich des Sees, denn zahllos sind hier die Flüsse, Bäche, Teiche und Moräste. Nach Osten hat der

See einen Abfluß in dem Zuga, der in einem Moraste endigt, nach Westen nimmt das Land wieder nach und nach den Charakter der Wasserarmut an.

Das Klima ist im allgemeinen gesund, es ist trocken und nicht sehr heiß, besonders an der Küste, wo das Seewasser insolge des kühlen Küstenstromes nur eine Temperatur von $17\frac{1}{2}^{\circ}$ C. hat. In ebenen Gegenden tritt das Malariafieber zuweilen recht stark auf, doch erholt sich der Kranke wieder sehr rasch, wenn er an Orte ohne Grundwasser gebracht wird. Der Unterschied der Tages- und Nachttemperatur ist in manchen Gegenden sehr bedeutend.

Außer den beiden Grenzflüssen, dem Dranjesfluß im Süden und dem Cunene im Norden, führt nur noch der Cubango, der seine Wasser in den Ngami-See ergießt, das ganze Jahr hindurch Wasser. Alle übrigen Flüsse sind periodische, d. h. ihre Betten sind nur zur Regenzeit mit Wasser gefüllt. Die Küste ist fast regenlos, nach dem Innern nehmen die Niederschläge mehr und mehr zu. Die meisten Regen sind heftige, wolkenbruchartige Gewitterregen; die Flußthäler vermögen oft die herbeiströmenden Wassermassen nicht zu fassen, und das Land verwandelt sich dann meilenweit in einen See. Doch so rasch, wie die Fluten gekommen, fließen sie auch wieder ab.

Der Dranjesfluß entsteht aus der Vereinigung zweier Flüsse, welche an der Westseite der Drachenberge entspringen. Fast im ganzen Laufe werden seine Ufer von Felsmassen eingeschlossen, und in der Ebene erscheint er mit seinen steilen Ufern als ein tief eingeschnittener Kanal. Zur Regenzeit nimmt er von Süden und Norden zahlreiche Flüsse auf, die seine Wassermasse so mehren, daß er im Unterlaufe eine Breite von 5 km einnimmt; zur trockenen Zeit ist jedoch sein Wasserstand wieder so niedrig, daß er durchwaten werden kann. Seine grünen Ufer werden von weiten Steppen begrenzt. Wegen der Wasserfälle und Stromschnellen ist er, wie auch der Cunene, für die Schifffahrt untauglich. Vor seiner Mündung lagert sich eine breite Sandbank, wodurch er noch kurz vor dem Eintritt in das Meer einen Süßwassersee bildet.

Nach den Bedingungen des Wachstums unterscheidet man zwei Abteilungen der Pflanzenwelt: die Regenvegetation und die Grundwasservegetation. Erstere ist von dem Verlaufe der Regenzeit abhängig und bleibt im allgemeinen niedrig und kümmerlich; sie beginnt und schließt mit der Regenzeit und gedeiht überall, wo Niederschläge vorkommen. Die Grundwasservegetation gedeiht an Seen, an ständig fließenden Gewässern, oder wo verborgene Wasseransammlungen sich

dauernd erhalten. Sie ist nur in schmalen Streifen und kleinen Gruppen vorhanden. „Das Verhältnis der räumlichen Ausbreitung kann, allerdings nur schätzungsweise, folgendermaßen ausgedrückt werden: von hundert Teilen des Schutzgebietes sind vier Teile Wüste, ein Teil mit Grundwasservegetation und die übrigen fünfundneunzig mit Regenvegetation bestanden. Diese überwiegt jedenfalls in solchem Maße, daß sie den Vegetationscharakter bestimmt: Das deutsche Schutzgebiet ist eine Strauchsteppe, die im Süden mehr zur dürftigen Grassteppe, im Norden zur Baumsteppe übergeht.“

An der Küste ist die Vegetation äußerst arm. Die außerordentliche Dürre und der Mangel an Pflanzenwuchs an der Südwestküste Afrikas erklärt sich daraus, daß die Westwinde infolge des kühlen südafrikanischen Küstenstromes bereits ihre Feuchtigkeit verloren haben, ehe sie das Land erreichen, während die von Osten und Südosten kommenden Winde ihre Feuchtigkeit schon in den Bergen der Ostküste abladen und als völlig ausgetrocknete Winde die Westküste erreichen.

Hinter der kahlen Küstenzone sind fast die einzigen Gewächse hartes Gras und dichtes Dornestrüpp (Mimosen), das den Wanderer, der ihm zu nahe kommt, mit seinen widerhafigen Stacheln festhält, daher auch „Wacht een bitjen“ (Wart ein bißchen) genannt wird. Die Gräser bilden nicht, wie auf unsern Wiesen, einen dichten Rasen, sondern stehen in getrennten Büscheln, zwischen denen stets ein kleiner Raum frei bleibt. Da wo der Boden fruchtbarer wird, und wo sich an den Flußläufen etwas Wasser findet, ist die Vegetation eine ziemlich reiche. Da giebt es Zwiebel- und Kürbisgewächse, Fettpflanzen, Euphorbien, Weiden und Eukalypten und im Süden Ebenholzbäume. In dem Ngamigebiet wächst vereinzelt der Affenbrotbaum oder Boabab. Im Garten der Missionsstation von Bethanien gedeihen Feigen, Granatäpfel, Pfirsiche, Äpfel, Birnen, Weintrauben, Mais, Getreide und Gemüse. Büttner sagt: „An unzähligen Stellen können durch Cisternen und Dämme neue Wasserplätze geschaffen und damit immer neue Quadratmeilen der Viehzucht erschlossen werden. Und wenn sich auch für den Anbau des Weizens nur wenige Plätze eignen möchten, da im Sommer meist das Ungeziefer, im Winter die Dürre und Kälte die Erntehoffnungen vernichten, so kann andererseits überall, wo nur etwas Grundwasser bleibt, die Dattelpalme gedeihen, deren Kultur ebenso lohnend, jedenfalls sicherer als der Weizenbau ist.“

Die Tierwelt ist in der Küstenregion nur dürftig vertreten; es halten sich hier einige kleine Raubtiere, Raubvögel, sperlingsartige und Wasservögel und in den wüsten Ebenen Strauße auf. Im Innern

dagegen ist der Reichthum an Thieren sehr groß; hier giebt es Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakale, Rhinoceros, Büffel, Gazellen aller Art, Zebras und Giraffen; an Haustieren große Herden Rindvieh, Ziegen, Schafe und im Süden auch Pferde. Seitdem jedoch die Feuerwaffen im Namalande eingeführt sind, ist das Land ziemlich arm an Wild geworden. Aus der Vogelwelt kommen vor: Strauße, kleine, grüne Papageien, zahlreiche kleine Singvögel, Wasservögel, zwei Arten von Tauben und Raben mit weißem Halse und Rebhühner. Ebenfalls groß ist die Zahl der Gliedertiere, wie Heuschrecken, Käfer, Fliegen, Wespen, viele Arten Schmetterlinge, Spinnen und Skorpione, durch die sowohl die Menschen, als auch viele Tiere sehr belästigt werden.

+ Die Bewohner des Nama-, wie auch des Lüderitzlandes werden Nama genannt und gehören zum großen Stamme der Hottentotten, unter denen sie sich durch ihre Körpergröße auszeichnen. Sie haben meist einen hageren und schlanken Körper von gelber oder fahler Hautfarbe und eine unschöne Kopf- und Gesichtsbildung. Durch die hervortretenden Backenknochen und das spitz zulaufende Kinn ist das Gesicht dreieckig. Der Schädel ist lang, das Haar ist kraus, wollig und verfilzt; die warzigen Haarbüschel stehen bei den Nama besonders sehr vereinzelt auf der glatten Kopfhaut, weshalb sie den Spitznamen Pfefferköpfe erhalten haben. Sie haben eine schmale Stirn, eine kurze und platte Nase und einen breiten Mund mit aufgeworfenen Lippen. Die Augen stehen weit auseinander und sind häufig schief geschlitz. Die Arme und Beine sind im allgemeinen dürr, die Hände und die Füße klein.



Hottentotte.

Die Nama sind ausdauernd im Marschieren und werden meist als friedliebend und gastfreundlich geschildert. „Es soll nicht gesagt werden, daß aus dem Hause eines Hottentotten jemand hungrig fortgeschickt sei“, hörte Büttner einst einen Eingebornen sagen. „Freilich“ sagt Büttner, „nun sie verarmt sind und in dem fremden Europäer immer einen reichen Mann vermuten, nehmen sie die Gastfreiheit mehr im passiven, als im aktiven Sinne, erwarten mit rührender Naivität von dem Weißen die weitgehendste Freigebigkeit und können deshalb mit großer Zähigkeit betteln. So rüstig und unermülich sie auf der

Jagd und beim Verfolgen des Wildes sind, so wenig Lust haben sie von Natur zu anderer Arbeit, und von Rechts wegen hat sich jeder Urhottentotte die Haare am Hinterkopfe von dem fortwährenden Liegen auf der Erde abgeseuert." Die Nama zerfallen in viele kleine unabhängige Stämme, welche von Häuptlingen (Königen) in patriarchalischer Weise regiert werden. Grund und Boden ist Eigentum der Gemeinde, jeder nimmt sich von den Erzeugnissen der Natur, soviel er zu seinem Unterhalte braucht. Dem Könige und seinen Verwandten gehört der größte Teil des Viehes. Die Sprache der Eingeborenen ist wegen der Schnalzlaut für den Europäer sehr schwer zu erlernen. Seit einigen Jahren ist ein holländischer Dialekt dort weit verbreitet; einem Plattdeutschen ist es daher leicht möglich, sich mit den Hottentotten zu verständigen. Das Christentum und auch die deutsche Sprache haben unter den Nama Eingang gefunden. Da, wo die Missionare unter ihnen gewirkt, ist deren Arbeit mit Erfolg gekrönt gewesen; sie haben die Nama zu sittlichen, frommen und arbeitsamen Menschen herangezogen.

Außer den Nama besteht die Bevölkerung aus Eingewanderten von der Kapkolonie (sog. Orlam) und Bastards, Mischlingen von Farbigen und Weißen, die ebenfalls aus der Kapkolonie eingewandert sind. Ihre Zahl beträgt etwa 1500. Die Hauptorte der Nama sind: Warmbad, Keetmannshoop, Bersaba und Hoachanas; die der Orlam: Bethanien und Gibeon. Die Hauptplätze der aus Mischlingen bestehenden Bevölkerung sind Grootfontein und Rehoboth.

Bethanien ist die Haupt- und Residenzstadt vom Namaland, hat jedoch nur gegen 200 Einwohner und liegt in einer öden, reizlosen Gegend; denn im Umkreise von einigen Meilen wächst kein Gras, und die Bewohner müssen ihr Vieh weit weg auf die Weide schicken. Dagegen ist hier eine starke Quelle guten Trinkwassers, während die meisten Quellen nur mäßig und oft nur von kurzer Dauer sind. Die Hauptgebäude in Bethanien sind die zweitürmige Kirche, das Missionshaus, der Palast des Königs Joseph und das Parlamentshaus; sie sind aus Stein und Lehm gebaut und mit einem Strohdach bedeckt.

Das Land zerfällt in Bezirke; jedem Bezirk steht ein Kapitän vor, dem ein Rat von zwölf der angesehensten Männer zur Seite steht.

Die Kleidung besteht bei den Männern aus einem ledernen Lendengürtel, an welchem vorn Stückchen Felle vom Schakal und der Wildkatze getragen werden. Die Frauen binden um die Hüften ein dreieckiges Tuch und befestigen an dem nach vorn gerichteten Knoten

einen Schurz, der mit Perlen, Haaren und Franzen verziert ist. Außerdem tragen Männer und Frauen einen aus Schaf- oder Schakalfell bereiteten Mantel, Karoß genannt. Bei vielen findet man jetzt an Stelle dieser Bekleidung alte, abgetragene europäische Röcke und Hosen. Als Kopfbedeckung dient bei den Männern ein Filzhut, während die Frauen den Kopf in bunte Tücher hüllen. Auf längeren Märschen schützt man die Füße durch Sandalen, die entweder geflochten sind oder aus Leder bestehen. Um den Hals werden Schildkrötenschalen und lederne Taschen gehängt, in welchen die wertvollsten Dinge, wie Geld, Messer, Pfeife, Tabak u. dergl. aufbewahrt werden. Außerdem schmücken sie sich mit Perlen, Schnüren aus Stückchen Straußeneierschalen und mit allerlei aus Silber, Kupfer und Eisen gearbeiteten Schmuckgegenständen. Männer und Frauen beschmieren und bemalen den ganzen Körper, besonders den Kopf, zum Schutze gegen die heißen Strahlen der Sonne mit einer Salbe, deren Hauptbestandteile Fett und Ocker sind, ja, schon die neugeborenen Kinder schmiert man mit Schaffett ein. Bei festlichen Gelegenheiten erhalten Wangen, Stirn und Kinn noch eine besondere Verzierung durch rote Tupfen aus Rötel.

Die Nahrung ist weniger eine vegetabile; sie besteht hauptsächlich aus dem Fleische der Rinder und der auf der Jagd erbeuteten Tiere. Früchte und Fleisch werden nie roh gegessen, sondern stets erst gekocht oder gebraten, wenn auch nur in sehr geringem Maße; die Zubereitung der Speisen läßt in Bezug auf Reinlichkeit manches zu wünschen übrig. Die Männer essen stets gesondert von den Weibern, Kindern und Jünglingen. Bevor die Europäer in diese Länder kamen, waren Milch und Wasser die Getränke der Eingeborenen. Durch die Europäer aber lernten die Nama den Branntwein kennen, und sie haben sich dem Genuße desselben mit Leidenschaft ergeben und wissen jetzt auch selbst berauschende Getränke herzustellen.

Die Wohnungen der Nama sind bienenkorbartige Zelte: biegsame Zweige werden in die Erde gesteckt, oben zusammengebunden, mit Matten und Fellen bedeckt, — und die Wohnung ist fertig. Damit sie den Stürmen widerstehen kann, beschwert man sie mit Steinen. Das Aufbauen und Abbrechen der Hütten geschieht in kurzer Zeit. Sie sind gewöhnlich oval, 3 bis 4 m lang und 2 bis 3 m breit. Das Innere derselben ist so niedrig, daß ein erwachsener Mann kaum aufrecht darin stehen kann. In der Nähe der Thür, die etwa 1 m hoch ist, ist im Boden eine Vertiefung angebracht, die als Herd dient; der Rauch muß sich seinen Ausgang selbst suchen. „Um das Feuer hockt dann die ganze Gesellschaft bei Kaffee, dessen Zubereitung den

jüngsten weiblichen Familiengliedern überlassen wird, und einer Pfeife Tabak, die Zeit im seligen Nichtsthun verträumend.“ Für die Anzahl der Bewohner sind die Hütten verhältnismäßig klein, denn oft müssen sich 10 bis 12 Personen in diesen kleinen Raum teilen, in dem noch dazu die größte Unreinlichkeit herrscht und der zuweilen von Ungeziefer wimmelt. Die Dörfer (Kraals) sind im allgemeinen bei den Hottentotten nicht sehr groß und bestehen oft nur aus 10 bis 15 Hütten, doch gibt es im Namalande auch solche von mehr als 100 Wohnungen. Die Zelte eines Ortes stehen dicht aneinander in einem Kreise mit der Thüröffnung nach innen. In den von den Hütten umschlossenen Raum wird nachts das Vieh getrieben, um es vor den reißenden Tieren zu schützen; Ochsen und Kühe werden auch oft außerhalb angebracht und zwar in der Weise, daß je zwei mit den Hinterfüßen aneinander gebunden werden.

Die Hottentotten sind ziemlich musikalisch. Als Musikinstrumente dienen ihnen das Gom-Gom oder die Gora und die Trommel, welche aus einem irdenen Topfe besteht, der mit einem Schaffell überspannt ist.

Wenn auch unter den Hottentotten, soweit sie noch nicht Christen sind, die Polygamie herrscht, so kommt es doch selten vor, daß ein Armer mehr als eine Frau hat. Die Kinder werden mit großer Liebe und Zärtlichkeit behandelt und in den ersten Monaten ihres Daseins in einem Lammfelle auf dem Rücken der Mutter getragen. Stirbt ein Glied der Familie, so brechen die Angehörigen in ein lautes Wehklagen aus. Bald nach dem Tode wird die Leiche mit dem Blute eines geschlachteten Bockes bestrichen, darauf in Hockstellung mit Stricken zusammengebunden, in Matten und Felle genäht und beerdigt. Um das Zurückkehren des Geistes zu verhindern, wird der Tote nicht durch die gewöhnliche Thür, sondern durch eine an der entgegengesetzten Seite hergestellte Öffnung aus der Hütte getragen. Besonders eigentümlich ist das Grab eingerichtet. Nachdem ein Grab, das etwa den unsrigen gleicht, hergestellt ist, bringt man noch an der einen Längsseite eine Nische an. In diese legt man den Toten, verschließt die Öffnung durch Steinplatten und Stäbe, wirft die ausgegrabene Erde wieder in das Grab und bedeckt dasselbe mit einem Steinhügel, um auf diese Weise die Leiche vor den Hyänen zu schützen. Da die Herstellung eines solchen Grabes wegen der unvollkommenen Werkzeuge außerordentliche Schwierigkeiten verursacht, wird die Leiche auch zuweilen in Höhlen und Felsen beigelegt. Absichtlicher Mord wird stets mit dem Tode bestraft; unabsichtlicher Totschlag kann jedoch durch eine Buße an Vieh

wieder gut gemacht werden. Der Mörder wird mit dem Blute des geschlachteten Tieres bestrichen und bekommt als weitere Strafe nichts von dem Fleische zu essen.

In der Anfertigung von Geräten sind die Hottentotten ziemlich geschickt; sie bereiten Töpfe und Schüsseln, schnitzen Löffel aus Schildkrötenschalen, Muscheln und Ochsenhörnern und fertigen Messer aus Eisen an, die sie jedoch beim Essen sehr wenig benutzen.

Wo die Feuerwaffen noch nicht Eingang gefunden, sind Wurfspeer, Wurfstock, Bogen und Pfeil die Hauptwaffen. Die Pfeile, welche in einem ledernen Köcher stecken, und die Wurfspeere werden häufig durch Schlangengift vergiftet.

Wenn auch Viehzucht und Jagd, die sie ungemein lieben, die Hauptbeschäftigungen der Nama sind, so ist es doch den Missionaren gelungen, viele sässig zu machen und an Ackerbau zu gewöhnen; aber es hält schwer, sie zu ernster Arbeit zu erziehen, denn „der Hottentotte ist das faulste, unverschämteste und frechste Subjekt, das man sich denken kann, und es sieht wirklich so aus, als ob Gott Land und Leute im Zorn erschaffen habe. Das Volk verhungert lieber, ehe es sich zur ernstlichen Arbeit entschließt, und mir sagte neulich ein Missionar, daß man beim besten Willen das Fluchen nicht lassen könne, wenn man mit diesem Pack zu arbeiten hat. Alle Ermahnungen und Vorstellungen der Missionare helfen nichts; dieselben gehen zu einem Ohr hinein und zu dem anderen hinaus. Gar häufig sind die Befehrten nur dem Scheine nach Christen und beten heimlich ihre heidnischen Götter nach wie vor an.“

Nördlich von den Nama wohnen im Damaraland die **Bergdamara** und **Herero**, unter welchen ebenfalls seit 40 Jahren das Christentum mit Erfolg gepredigt worden ist. Die Bergdamara bewohnten das ganze Damaraland, bevor die Herero in dasselbe von Norden oder Osten her eindringen; sie wurden von diesen unterworfen und in die Berge und unwirtlichen Gegenden zurückgedrängt. Sie leben von „Feldkost“, d. h. von Früchten, die ihnen die Natur ohne ihr Zutun liefert, und sollen groß sein im Ertragen von Mühseligkeiten, Hunger und Durst. Die Herero sind ein geselliges und heiteres Volk, was schon aus ihrem Namen hervorgeht, denn „Ovaherero“, wie sie sich selbst nennen, bedeutet „fröhliches Volk“. Sie sind ein kräftiger, ziemlich intelligenter Menschenschlag von dunkler Hautfarbe.

Die Kleidung der Herero gleicht der der Hottentotten und besteht fast ganz aus Leder. Um die Hüften werden Schaf- und Ziegenfelle gebunden; darunter bringen die Weiber als Schmuck

eine Art Schürze an, die aus vielen Lederstreifen besteht und mit Perlen besetzt ist. Die Männer haben ebenfalls um die Lenden einen aus Leder-



Herero.

streifen bestehenden Gurt gebunden, in welchem allerlei Geräte aufbewahrt werden. Ihre Sandalen bestehen aus Leder. Die Weiber tragen einen wunderlichen, helmartigen Kopfpuz aus Lederlappen. Das Beschnieren des Körpers mit Fett und Ocker ist auch bei ihnen üblich. Als Schmuck des Halses und der Arme dienen Perlschnüre und kupferne und eiserne Ringe und um die Schienbeine werden Lederriemen gebunden, die mit Troddeln behängt sind. Wie bei den Nama, so ist auch bei ihnen die merkwürdige Sitte allgemein verbreitet, beim Eintritt der Mannbarkeit

die vier unteren Schneidezähne auszuschlagen und die zwei mittleren der oberen schwalbenschwanzförmig mit scharfen Steinen auszufeilen. Es geschieht dies unter vielen Festlichkeiten und wird ebenfalls als Schmuck angesehen.

Ihre Nahrung besteht in Erdnüssen, Wurzeln, Knollen und Fleisch, das stets gekocht oder gebraten wird. Nur im höchsten Notfalle oder bei festlichen Gelegenheiten schlachtet der Herero ein Stück Vieh aus seiner Herde. Als Getränke dienen Milch und Wasser, doch verstehen die Herero auch geistige Getränke zu bereiten.

Die Wohnungen der Herero sind denen der Nama ähnlich. Bis zur Einführung der Gewehre waren die Hauptwaffen der Bogen, Dolche und der Kirri, eine Art Keule, die sowohl zum Werfen als zum Schlagen benutzt wurde.

Der Musik und dem Tanze, bei welchem die Bewegungen der Tiere nachgeahmt werden, sind die Herero sehr ergeben. Die Gesänge bestehen aus Einzelgesängen, die mit dem Chor abwechseln.

Das Weib nimmt im Familienleben eine wenig geachtete Stelle ein. Unter seinen vielen Weibern erwählt der Häuptling eine

Hauptfrau, deren erster Sohn ihm im Amte folgt. Bei einem Todesfalle weinen und klagen sämtliche Bewohner des Dorfes und bedecken den Toten mit Thränen. Nachdem der Leichnam in Häute gebunden ist, wird er beerdigt. Zum Schutze gegen die Hyänen bedeckt man das Grab mit schweren Steinen; Häuptlingsgräber schützt man noch durch eine Dornenhecke und bezeichnet sie durch einen Pfahl, an welchem die Waffen des Verstorbenen und die Schädel der bei den Leichenfeierlichkeiten geschlachteten Tiere befestigt werden.

Die Herero führen ein Nomadenleben und sind infolge ihrer großen Sparjamkeit sehr reich an Rindern, Schafen und Ziegen. Bis vor etwa 20 Jahren lebten sie in steter Feindschaft mit den Hottentotten, welche eine Zeitlang unter Jan Jonker fast das ganze Südwestafrika beherrschten. Jan Jonker bot alles auf, die europäische Kultur von den Herero fernzuhalten, damit sie immer die Knechte der Hottentotten blieben. Daher kam ihm die Wirksamkeit der Missionare unter den Herero sehr ungelegen. Er trat jedoch nie feindlich gegen die Missionare auf, hat sie sogar häufig in Gefahren beschützt. Büttner erzählt folgende rührende Episode von ihm aus dem Gefechte bei Dtyimbingue im Jahre 1867: „Jan Jonker hatte mit ziemlicher Macht die Station Dtyimbingue angegriffen, und der Missionär C. H. Hahn hatte seine Frau in die Kirche bringen lassen, wo sie zunächst am sichersten schien. Später aber zog sich das Gefecht nach einer anderen Seite, die feste Kirche wurde Mittelpunkt des Kampfes, und die Kugeln schlugen durch die unverwahrte Hausthür ins Innere. So versuchte man die Frau Hahn aus der Kirche hinaus in ein anderes Haus zu schaffen; allerdings waren dabei über hundert Schritte ohne alle Deckung mitten im feindlichen Feuer zurückzulegen. Aber sobald Jan Jonker sah, daß die ihm wohlbekannte Frau aus der Kirche herausgetragen wurde, ließ er sofort seine Schützen ihr Feuer einstellen, bis jene wieder in Sicherheit war. Und dabei wußte er ganz gut, daß Hahn ziemlich energisch die Partei der Herero ergriffen hatte, wenn er auch sich nicht persönlich an dem Gefechte beteiligte. Dennoch ehrte er selbst mitten in der Hitze des Gefechtes die Frau des Missionars, welche ihn allerdings eine Zeitlang selbst unterrichtet hatte. „Das sind die Wilden“, fügt Büttner hinzu, „welchen die englischen Politiker am liebsten alles Recht auf ihr eigenes Land absprechen möchten.“

Trotz der öfter wiederkehrenden Kriegsunruhen haben sich die Herero auf den Stationen unter dem Einflusse der Missionare immer mehr gehoben, so daß, wie berichtet wird, die Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens bereits von vielen erworben ist, und die

Erlernung der holländischen bezw. der deutschen Sprache sich immer mehr ausbreitet. Die Hauptfeste der Schulkinder bilden das Weihnachtsfest und der Geburtstag des Deutschen Kaisers.

Die Sparsamkeit und Enthaltfamkeit des Herero ist so groß, daß er selbst in der dürren Zeit, wenn sowohl Mangel an Früchten als auch an Milch herrscht, lieber Hunger leidet, ehe er sich entschließt, ein Stück Vieh aus seiner Herde zu schlachten, um sich wieder einmal satt zu essen.

Der Handel ist im allgemeinen noch Tauschhandel, doch beginnt derselbe neuerdings dem Warenverkauf gegen Geld zu weichen. Ein Beispiel möge zeigen, in welcher Weise der Handel vor sich geht: „Ein Gewehr wird vom Verkäufer für 7 bis 8 große, gute Ochsen feilgeboten, wogegen der Herero 4 magere, abgetriebene Tiere bringt und sich nach langem Hin- und Herreden noch versteht, eine elende Kuh dreinzugeben. Natürlich darf der Händler von dem anfänglich geforderten Preise nicht abgehen, er würde sonst niemals Geschäfte machen und der Willkür der Eingeborenen anheimgegeben sein, welche im Feilschen und Betrügen ihre Meister suchen. Nicht ganz so eigensinnig ist der Eingeborene beim Handel mit Straußenfedern, die ihm nicht so am Herzen liegen wie seine Ochsen. Selbstverständlich kommen auch hier zunächst die schlechtesten und unansehnlichsten Federn zum Vorschein.“

Artikel, welche dort eingeführt werden, sind: Waffen, Munition, Spirituosen, Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, Reis, Mehl, Seife, Perlen, Petroleum, Lampen, Stearinlichte, Eisen-, Glas- und Porzellanwaren, wollene Hemden, Jacken, Hosen, Kopftücher aus Baumwolle und Seide, bunte Taschentücher, Schuhe, Stiefel, auch wohl schon Möbel und Spiegel. Will ein Händler dort Geschäfte machen, so darf er nur gute Waren führen, die ihm auch von den Herero und Nama teuer bezahlt werden. Als Ausfuhrartikel sind besonders zu erwähnen: Straußenfedern, Wildhäute und Elfenbein. In jüngster Zeit sind bei Dymbingue am Swakopflusse, etwa 70 englische Meilen von der Walfischbai entfernt, reiche Goldadern entdeckt worden.

Die Deutsch-Westafrikanische Kompagnie beabsichtigt, dort eine Schlächterei, Guanofabrik, Leimfabrik und Seifensiederei zu errichten, sowie eine Fischerei anzulegen.

Große, schwerfällige, 6—7 m lange und 1—2 m breite Wagen, mit 18—20 Ochsen bespannt, vermitteln den Verkehr von der Küste in das Innere des Landes. Zu jedem Wagen, welcher durchschnittlich mit 400 Ztr. beladen wird, gehört ein Treiber und ein Hirte, der die Ochsen während der Ruhezeit zu hüten hat.

Die **Dvambo** sind kräftige, knochige, aber meist häßliche Menschen. Sie sind thätig, arbeitsam, friedsam, ehrlich und das erste ackerbau-treibende Volk an der Westküste Afrikas. Sie ziehen hauptsächlich zwei Hirsenarten: Durrha und Eleusine, außerdem Erbsen, Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen und Tabak. An Fruchtbäumen findet man eine Fächerpalme und zwei Bäume, der eine mit kirschenähnlichen, der andere mit apfelähnlichen Früchten.

Die Haustiere der **Dvambo** sind Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Hühner.

In Kleidung, Wohnung, Sitten und Gebräuchen weichen die **Dvambo** nicht sehr von den **Damara** ab. Die Männer scheeren oft das wollige Haar, die Weiber dagegen tragen es lang und schmieren es oft mit Fett und roter Erde ein. Als Schmuck um Hals, Kopf, Arme und Beine dienen Perlketten, kupferne Ringe, Schalen und dergl., außerdem wird bei erwachsenen Männern oder Frauen einer der mittleren Vorderzähne im Unterkiefer ausgeschlagen. Die Wohnungen sind meist klein, rund und niedrig und stehen auf einem $\frac{1}{2}$ m hohen Lehmsockel. Die Getreidespeicher sind aus Thon gearbeitet und haben, wie die Häuser, eine Binsenbedachung. Die **Dvambo** salzen ihre Speisen, was die **Damara** nicht thun. Ihre Hauptnahrungsmittel sind Hirsebrei und Milch. Als Getränk dient ihnen eine Art Bier, das aus der Hirse bereitet wird. Nach den Mahlzeiten wird stets geraucht. Daß auch bei den **Dvambo** Musik und Tanz allgemein beliebt sind, sehen wir daraus, daß allabendlich bei Fackelschein Tänze aufgeführt werden.

Die Frauen werden wie die Waren gekauft. Ein Reicher muß für eine Frau 3 Ochsen und 2 Kühe zahlen, der Arme nur 2 Ochsen und 1 Kuh. Die Fürsten, die oft über 100 Frauen haben, zahlen nichts, denn es gilt für eine große Ehre, die Frau eines Fürsten zu sein.

Die Geräte der **Dvambo**, wie Schüsseln, Schalen, Becher, Löffel, Flaschen u. bestehen aus Holz oder Eisen und sind gut gearbeitet. Als Waffen sind Kirris, Dolche, Bogen und Pfeile, die mit Knochen- oder Eisenspitzen versehen sind, gebräuchlich; Vergiftung der Pfeile kommt selten vor. Die **Dvambo** treiben Handel mit Elfenbein, gegen das sie Perlen, Muscheln, Kauris, Eisen, Kupfer u. eintauschen.

Ostwärts von den **Hottentotten** lebt im Norden der Kapkolonie, in der Kalahariwüste und am Ngamisee das Volk der **Buschmänner**. Die Holländer nennen sie **Bozjesmanns**, d. h. Strauchbewohner, denn vereinzelt oder in kleinen Trupps schweifen sie unstät durch Busch und Wald und vereinigen sich nur dann, wenn sie sich gegen Feinde zu verteidigen haben oder auf den Raub von Viehherden ausgehen.

Sie sind verwandt mit den Hottentotten und bilden mit diesen den Stamm der hellfarbigen Südafrikaner.

Die Buschmänner erreichen eine geringe Größe, denn das Durchschnittsmaß beträgt nur 1,40 m. Sie haben einen schlanken und mageren Körper, dünne Gliedmaßen, eine trockene, lederartige Haut, helle Hautfarbe



Buschmann.

und verfilztes Haar. Die Ohren sind groß und abstechend, das Gesicht ist häßlich, breit und eckig, der Blick unruhig und wild, der Mund breit und das Kinn etwas vorgeschoben. Die Nase ist an der Wurzel etwas eingedrückt und an der Spitze aufgestülpt. Die Buschmänner sind mutig, wild und grausam. Die Tugend der Reinlichkeit ist bei ihnen nicht zu Hause. Absichtlich beschmieren sie den Körper und legen sich in Sand und Asche. „Dreck wärmt“, sagte ein Buschmann, als man ihn auf seine Schmutzkruste aufmerksam machte. „Die Farbe ihrer Haut“, erzählt Lichtenstein, „war nur an wenigen Stellen erkennbar, ein dicker Überzug von Asche und Fett deckte wie eine Rinde das Gesicht und

die mageren Glieder. Nur unter den Augen, die von dem Rauche des qualmenden Feuers, an welchem sie zu sitzen lieben, oft thränen, war ein kleiner Fleck rein gewaschen, an welchem man die eigentümliche, gelbliche Farbe der Haut entdeckte.“

Die Sprache der Buschmänner ist mit der der Hottentotten verwandt; sie ist in zahlreiche Dialekte gespalten und reich an tiefen Keh-, Nasen- und Schnalzlauten.

Die Buschmänner sind leidenschaftliche Jäger. Da aber die erbeuteten Tiere fast ihre ausschließliche Nahrung bilden, sind sie genötigt, nur in einzelnen Familien beisammen zu leben und ihren Wohnort häufig zu wechseln. Wo sie Wild finden, da ist ihre Heimat, ist alles verzehrt, so ziehen sie wieder fort. Von ihren Felsenhöhlen erspähen sie das Wild in der Ebene, schleichen vorsichtig heran, und selten verfehlt der scharfe Pfeil sein Ziel. Ist alles Wild ringsum erlegt, so sehen sie in ihrer Not die Herden der Hottentotten als solches an und suchen dieselben zu erbeuten. Sie überfallen und töten die Hirten und treiben die Herden fort. Das Vieh, das sie nicht mitnehmen können, töten sie oder lassen es verschmachten, nachdem sie ihm die Sehnen der Fersen durchschnitten haben. Infolge dieser

Räubereien sind sie ein Schrecken für die Nachbarvölker, daher rührt die Feindschaft, der unaustilgbare Haß derselben gegen die Buschmänner und der Vernichtungskrieg, der gegen sie geführt wird.

Da der Buschmann so häufig seinen Wohnort wechselt, baut er sich keine Hütten. Mit Höhlen und Felsenriffen und anderen geschützten Orten nimmt er vorlieb; er kriecht auch wohl in die Gruben von Ameisenbären oder bereitet sich unter einigen zusammengebundenen Zweigen ein Lager aus Moos. Nur wenn eine Gegend besonders wildreich ist, baut er sich eine einfache Hütte aus Pfählen, die er mit Fellen, Zweigen und Moos bedeckt. Seine Höhlen liebt der Buschmann leidenschaftlich, und ist er bei Kolonisten in Dienst getreten oder auch dazu gezwungen worden, so flieht er bei der ersten günstigen Gelegenheit zu denselben zurück.

Geräte fertigt der Buschmann wenig an, da sie ihm auf der Wanderung nur lästig sein würden. Das Feuer gewinnt er durch Aneinanderreiben harten und weichen Holzes. Das Fleisch wird nur kurze Zeit in das Feuer geworfen und dann verzehrt. Allerlei Insekten und Eier verzehrt er roh, ebenso bedürfen Frösche, Raupen, Eidechsen, Schlangen und Würmer keiner besonderen Zubereitung. Außer diesen Fleischspeisen genießt er noch allerlei Früchte, wie Zwiebeln, Wassermelonen und dergl. Honig ist ein Leckerbissen für den Buschmann und das Rauchen ein hoher Genuß. Den Tabak führt er in kleinen Hörnern und Schildkrötenschalen mit sich.

Die Kleidung ist sehr dürftig und besteht häufig nur aus einem Stück Leder, das zwischen den Beinen hindurchgezogen und an einem um die Hüften gebundenen Gürtel befestigt ist. Im übrigen ist sie wie bei den Hottentotten. Auch auf die Ausschmückung ihres Körpers verwenden die Buschmänner nur wenig Mühe und Sorgfalt. Perlschnüre, Messing- und Eisenringe, Zähne, Hörner, Amulette sind die Dinge, womit sie Ohren, Haar, Hals, Arme und Beine behängen. Mit der größten Sorgfalt dagegen bearbeiten die Buschmänner ihre Waffen, Wurfskeule, Bogen und Pfeile. Die Pfeile sind $\frac{1}{2}$ bis 1 m lang und werden im Kampfe gegen Menschen und gefährliche Tiere vergiftet. Das von den Buschmännern bereitete Gift ist so stark, daß es selbst größere Tiere in kurzer Zeit zu töten vermag.

Das Band der Ehe ist locker. Die Weiber werden durch Geschenke erworben; sie haben fast alle Arbeiten zu verrichten und auf den Wanderungen die nötigen Geräte und die Kinder nachzutragen. Personen, welche zu alt und schwach geworden sind, um die Mühen und Strapazen der Reise ertragen zu können, läßt man zurück. Man gibt ihnen noch

etwas Fleisch und eine Schale mit Wasser und wandert dann fröhlich weiter.

Die kunstvolle Bearbeitung der Waffen, worin kein afrikanischer Stamm die Buschmänner übertroffen hat, zeugt von ihrer geistigen Entwicklung. Zahlreich sind ihre Tierfabeln und ihre Sagen von Sonne, Mond und Sternen. Ihr musikalisches Talent ist schon von vielen Reisenden und Missionaren bewundert worden. Daß sie auch Sinn und Begabung für die Malerei haben, ersieht man daraus, daß sie mit allerlei Abbildungen von einheimischen Tieren, wie Antilopen, Giraffen, Kinder, Strauße u. die kahlen Steinwände ihrer Höhlen bemalen.

Das Südwestland wurde am 9. April 1883 erworben und im August 1884 unter deutschen Schutz gestellt. Durch Verträge mit Häuptlingen der Herero und Vereinbarungen mit England und Holland wurde die Grenze nach Norden bis zum Cunene erweitert. Nach Osten ist die Grenze noch nicht allenthalben festgesetzt worden.

Die Verwaltung geschieht durch einen Reichskommissar, der in Otjimbingue seinen Sitz hat. Bis jetzt hat derselbe vielfach mit der Widerspenstigkeit der von englischen Abenteuern aufgehetzten Eingeborenen zu kämpfen gehabt.

Kamerun.

(Siehe Karte 1.)

Für Handel und Plantagenbau ist Kamerun unsere bedeutendste Kolonie in Westafrika. Sie liegt an der Bucht von Biafra und umfaßt das Küstengebiet vom Rio del Rey bis zum Campoßluß. Anfänglich hatte diese deutsche Besizung eine Größe von etwa 25 000 qkm mit 10 000 Einwohnern; nach dem letzten deutsch-englischen Übereinkommen ist uns das ganze Hinterland von Kamerun, mehr als 360 000 qkm (6500 D.-Meilen) groß, gesichert.*)

Der Name Kamerun, engl. Cameroon, kommt her von dem portugiesischen „camaraos“, welches Krabben bedeutet. So nannten die Portugiesen die Bucht, weil sie sehr zahlreich von diesen Tieren bewohnt wird.

Das mächtige, vulkanische Kamerungebirge liegt östlich von der Nigermündung und bedeckt einen Flächenraum von etwa 500 qkm. Es grenzt im Westen an das Meer, im Osten an den Mungoßluß, welcher zur Regenzeit für große Schiffe fahrbar ist und ein weites sumpfiges Delta bildet. Das Gebirge ist 50 km lang und 10—20 km breit, steigt von Norden nach Süden allmählich an und erreicht in dem Viktoria- und Albertberge (Mongoma-Lobah = Berg des Donnerers),

*) Das Königreich Preußen zählt 348 330 qkm (6300 □ Ml.).

der zuweilen mit Schnee bedeckt ist, seine höchste Höhe (4200 m). Der südliche Abhang des Gebirges ist steil. Die breiten, mit üppigen Farnkräutern bewachsenen Lavaströme von gelblich-rötlicher Färbung strecken sich über die Abhänge des Gebirges bis in die Palmen, Akazien- und Eichenwälder hinab. Das Gebirge soll etwa 70 erloschene Vulkane haben, der unterste liegt in einer Höhe von 2730 m. In dieser Höhe hört der Wald auf und nur Büschelgras und vereinzelt Gesträuch bedeckt die Lava. Die tiefe Ruhe, die hier herrscht, wird nur zuweilen durch das Geschrei eines Adlers unterbrochen. Am Gipfel, wo nur jähe Abgründe und Krater den Wanderer umgeben, ist alles pflanzliche und tierische Leben erstorben. Die fruchtbaren Abhänge des Gebirges werden von dem hellfarbigen Stamme der Bakwiri zum Anbau von Bananen und Kokospalmen benutzt. Ob und seit wann die vulkanische Thätigkeit erloschen, ist nicht bekannt. Im Jahre 1868 wollen die Passagiere eines vorüberfahrenden Dampfers einen vulkanischen Ausbruch beobachtet haben. Der Gipfel des Kamerungebirges ist bis jetzt viermal erstiegen; 1862 von Gustav Mann, einem Deutschen, 1877 von dem englischen Missionar Comber, 1879 von dem deutschen Afrika-reisenden E. R. Flegel und am 12. Dezember 1884 von dem deutschen Afrikareisenden H. Zöller in Begleitung der beiden Polen v. Rogozinski und Janikowski. Der Aufstieg dauerte 4, der Abstieg 3 Tage. Loando ist die fernste Ansiedelung am Gebirge, die höchste Quelle ist Manns-Spring. Zöller beobachtete vielfach frische Elefantenspuren und Antilopenherden und sah zahlreiche Exemplare des wildwachsenden arabischen Kaffeebaumes. Die Küste ist meist hügelig und schön bewaldet, bis nach König Bells-Stadt bestehen die Ufer aus Mangrovejumpf; der Boden besteht aus gelbem und rötlichem Lehm.

Das Kamerungebiet ist außerordentlich wasserreich. Im Süden und Norden bilden eine Strecke die Grenze der Campoßuß und der Rio del Rey. Vom Fuß des Kamerungebirges bis 3° nördl. Br. münden 1. der Mungo, auch Djamur und Bimbiasuß genannt. An der Mündung hat er eine Breite von 2 km; sein westlicher Arm, welcher den Fuß des Kamerungebirges bespült, hat noch 60 km oberhalb seiner Mündung eine Breite von 240 m, 60 km weiter stromaufwärts einen leider die Schiffahrt hindernden Katarakt. In der trockenen Jahreszeit hat der Fluß noch eine Tiefe von 1—6 m. Das Panorama auf der Reede des Bimbiasuß soll gegen die Insel Fernando Po, namentlich aber gegen die von Dörfern bedeckten amphiteatralischen Kamerunberge wunderbar sein; 2. der Kamerun oder Dualla-Fluß, welcher in südwestlicher Richtung fließt; er entsteht aus der Vereinigung

der beiden Flüsse Nbo und Wuri und führt bei den Eingeborenen den Namen Madiba-ma-Dualla („Wasser der Dualla“); 3. der Lungasi; 4. der Edea, dessen nördlicher Mündungsarm, Quaqua genannt, mit dem Kamerun zusammenfließt; 5. der Moanja. Keiner der Flüsse ist bis zum Ursprung erforscht, in einer Entfernung von 100 km landeinwärts werden die meisten durch Katarakte unerschiffbar.

Wenn auch der Mungo, Edea und Moanja ebenso groß sind als der Kamerunfluß, so ist dieser doch von besonderer Bedeutung, da in den an seinen Ufern gelegenen Orten Bellstadt, Aquastadt und Didostadt der Mittelpunkt des Handels im Kamerungebiet ist. Bei diesen Orten hat der Fluß eine Breite von 1200—1500 m, und der Unterschied von Ebbe und Flut, die bis in den Wurifluß bemerkbar ist, beträgt bei Aquastadt 2,7, bei hoher Flut sogar 3 m. Im Nordosten des Kamerungebirges liegt der Elefantensee.

„Durch die ungeheuren Schlammmassen, welche die von 1 bis 4 genannten Ströme mit sich führen und an ihrer Mündung ablagern, ist ein weites, einen



Mangrovebaum.

Flächenraum von etwa 40 Q. = Meilen umfassendes Delta gebildet, bestehend aus sumpfigem Schwemmland, dessen Mitte von dem breiten Kamerun durchströmt wird, während durch weite Seitenarme der letztere mit den Nebenströmen verbunden und durch zahlreiche schmälere Wasserstraßen ein netzförmiges System von Kanälen geschaffen ist, die bald zwischen größeren Flußarmen die Verbindung herstellen, bald, enger

und enger werdend, als Sackgassen schließlich im Sumpfe verlaufen. Den Baumbestand dieses Schwemmlandes bilden die Mangrove

(*Rhizophora mangle*), merkwürdige Bäume — baumartige Wasserpflanzen, wie sie genannt werden —, deren starke Wurzeln nicht wie bei anderen Bäumen auf dem Niveau des Bodens sich zum Stamme vereinigen, sondern hoch aus dem Sumpfe hervorragen, erst in einer Höhe von $1\frac{1}{2}$ m über dem Boden aus dem Umkreise strahlig zum Stamme zusammenlaufen und diesen frei in der Luft tragen, so daß er nicht berührt wird durch das Fallen und Steigen des Wassers bei Ebbe und Flut. Nur an höheren Stellen sind die Mangrove mit Weinpalmen (*Raphia*) und einzelnen Ölpalmen gemischt, und hin und wieder unterbrechen die stacheligen Pandanen (*Pandanus*), deren lange, schilfförmige und mit starken Dornenhaken besetzte Blätter dicht in einer Spirale um den Stamm geordnet sind, die Eintönigkeit des Baumwuchses und bilden, die Ufer sich entlang ziehend, oft die prächtigsten Boskettz.“ (Reichenow.) Das Delta umschließt ein seeartiges Wasserbecken, das durch einen breiten Kanal, der im Nordosten von dem Kap Kamerun, im Südosten von dem Kap Suellaba begrenzt wird, mit dem Meere in Verbindung steht. In demselben ankern die nach Kamerun kommenden größeren Schiffe, während die kleineren von mittlerem Tiefgange auf dem Kamerunfluß bis nach Didostadt und Nkorystadt gelangen können. Die zahlreichen zwischen den Inseln durchführenden Wasseradern sind theils seicht, theils von beträchtlicher Tiefe und werden, wenn die Verhältnisse es gestatten, als Verbindungswege benutzt.



Pandanus.

Der deutschen Besizung gegenüber liegt in der Biafrabai die spanische Insel **Fernando Po**; sie ist 43 km lang und 27 km breit und wird von etwa 10000 Negern bewohnt. „Über den Waldgürtel, der den Fuß der Insel umschließt, hinwegschweifend, traf der Blick höher an den Bergstrahlen, die alle dem Clarencepeak zulaufen, einen so großartigen Palmenreichtum, wie ich ihn später nie wieder in solcher Fülle gesehen habe. Wipfel neben Wipfel, ein Fiederblatt neben dem andern; von fern sah ich Tausende und Abertausende prächtig grüner Wedelsterne, die sich förmlich durcheinanderschoben und nur selten von alten, weißrindigen Baumriesen überragt wurden.

Die dichten Ölpalmenwälder, die die Insel zu einem der reichsten Plätze Westafrikas machen, umgürten den Niesenleib des Pits im ersten

Drittel seiner Höhe, der dann weiter hinauf bis zum Gipfel mit dichter Laubwaldvegetation bedeckt ist. Bis 3500 m hoch bildet er mit dem auf dem Festlande gegenüber lagernden, noch gegenwärtig thätigen Kamerunvulkan von 4620 m Höhe ein mächtiges Thor, das an die Säulen des Herkules erinnert."

Auf der Nordseite der Insel liegt die freundliche Stadt St. Isabel, die von Spaniern, Engländern und Negern bewohnt wird. Die *Adivas*, die Eingeborenen der Insel, sind kräftig gebaut, sehen dunkelbraun aus und sind friedlich, gutmütig und wohlgebildet. Die Engländer nennen sie *Bubis*, da sie jedermann mit *Bubi*, d. h. Freund, anreden. In der Stadt St. Isabel wohnen keine *Adivas*; sie bauen ihre Hütten in den Wald, da sie sich von den Lebensgewohnheiten der Europäer nicht angezogen fühlen. Außer einem schmalen Hüftentuche und einer Kopfbedeckung, die einem Weidenkorbe ähnlich ist, tragen sie keine Kleidungsstücke. Um den linken Arm haben sie einen Bindfaden gebunden, an welchem die Männer ein Messer, die Frauen eine Pfeife befestigen.

Das Kamerungebirge und das auf der Insel Fernando Po gelegene Gebirge mit dem Clarencepit bilden die Eingangspforte zu der Biafrabai. Welch' herrlichen Anblick sie gewähren, mögen uns die folgenden Worte Burtons sagen: „Bei wolkenlosem Himmel gewähren die mannigfaltigen frischen und doch zarten, schmelzenden Farben des Bergbildes dem Auge ein unendliches Behagen; die Meerenge breitet in tiefem Blau ihren Spiegel zwischen den beiden westafrikaniſchen Bergkönigen aus, deren Thron, gleichsam auf Saphir ruhend und unten mit rötlichen Schluchten umkleidet, sich in das Azurblau des Himmels erhebt, während die Häupter im Gold der tropischen Sonne erglänzen.“

Der Europäer wird sich in Kamerun niemals akklimatisieren können, da das Klima für ihn sehr ungesund, in den Niederungen geradezu mörderisch ist; es gilt als das ungesundeste auf der ganzen Westküste Afrikas, da die Hitze der umschließenden Berge wegen eine erdrückende ist. Durch die beständigen Winde, in der ersten Hälfte des Tages ein Landwind aus Südosten, später die Seebrise aus Südwesten, wird die Hitze einigermassen erträglich. Es gibt dort zwei Jahreszeiten: die Regenzeit und die Trockenzeit. Die erstere, in der auch sonnige Tage nicht selten sind, ist kühl und erstreckt sich von der Mitte des Juni bis Ende September. Sie beginnt und schließt mit heftigen Stürmen und Gewittern (*Tornados*), die Flüsse schwellen an und führen Baumstämme, ja sogar losgerissene, mit Strauchwerk

bewachsene Inseln mit. Die durchschnittliche Temperatur beträgt in der Regenzeit $25,9^{\circ}$ C. Die Trockenzeit herrscht während unseres Winters. Die größte Hitze — 30 bis 36° C. — ist im Januar und Februar; zu dieser Zeit bilden sich gleich unserm Höhenrauche Dünste und Nebel, durch die man kaum eine halbe Stunde weit zu sehen vermag.

Die Vegetation ist in Kamerun außerordentlich üppig. Die Felder sind bebaut mit Yams, Erdnüssen, Maniot, Erbsen, Bohnen, Bananen, Bataten, Pfeffer, Melonenbäumen, Limonen, Guaven, Kürbissen, Kakao u. a.; Apfelsinen und Citronen sind selten. In seiner ganzen Großartigkeit entfaltet sich in Kamerun der Urwald, der



Brotfruchtbaum.

besonders im Mai durch seine außerordentliche Farbenpracht einen entzückenden Anblick gewährt. „Blätter und Blüten entfalten eine ungeahnte Pracht, zeigen die mannigfaltigsten Formen und strahlen in allen Schattirungen, vom tiefsten Grün bis zum brennendsten Rot.

Pflanzen und Gesträuche, welche, verkümmert im rauhen Klima, unsere reichsten Gärten zieren, stehen hier zahlreich in unvergleichbar prächtiger Entwicklung. Zwischen den immergrünen Palmen erheben sich einzeln wie Riesen aus dem Heere der Zwerge die kolossalen Wollbäume (*Bombax pentandrum*), zu 25 m Höhe und darüber anstrebend, die unsern Eichen in der Astbildung ähneln, und deren umfangreicher, mit grauer, starke Stacheln tragender Rinde bedeckter Stamm an seiner Basis durch Strebepfeilern gleichende Ansätze gestützt wird. Auch eine einsame Kokospalme streckt hin und wieder ihr Haupt empor; versteckt unter dem dichten Palmendache bleiben dagegen die verschiedenen Arten der Artokarpen, der Brotfrucht bäume, mit ihren melonensförmigen Früchten; die dichtbelaubten Mangos, deren goldgelbe, birnenförmige Früchte sich prächtig von dem dunklen Blätterwerke abheben, die Guaven, Limonen, Apfelsinen und viele andere Bäume, welche die Palmenwälder durchsetzen. Zahllos ferner an Arten, über alle Vorstellung reich an Gestaltung und Üppigkeit ist das Unterholz, aus Büschen, Stauden und Pflanzen gebildet. Die saftigen, breitblättrigen Kannenarten, die Farne mit ihren zarten, mehrfach und mannigfach gefiederten Blättern, die Orchideen, welche die modernden Reste alter Baumstämme bedecken, das hohe, bald dünne, bald breite, schilfartige Gras, welches den Unterwuchs durchschießt, und endlich das Heer der Lianen, der Schlingpflanzen, welche bald dünn wie Zwirnsfäden, bald starken Ästen gleich in phantastischen Windungen die Stämme umschlingen, Gesträuch und Baumgeäst verbinden, alles wie mit einem dichten Netzwerke umspannen, dem Menschen den Eintritt in diese großartige Natur verbieten; denn nur mit Messer und Beil ist es möglich, sich hindurchzuarbeiten.“ (Reichenow.)

Die Tierwelt ist ziemlich reich vertreten. An Haustieren findet man Ziegen, Rinder, Schweine, Hunde, deren Fleisch als Leckerbissen gilt, und Hühner. In den Urwäldern hausen Leoparden, Zibethkatzen, große Herden von Elefanten, Buschantilopen und Affen (Paviane, Meerkatzen, Faulaffen, Schimpanse). Felder und Wälder sind belebt von Singvögeln, Eis- und Nashornvögeln, Webervögeln, Wildtauben, Honigsaugern und Graupapageien. Die Flüsse sind reich an Fischen; in den oberen Flußläufen trifft man Flußpferde und Krokodile und im Grase lauern giftige Schlangen auf ihre Beute. Sehr mannigfaltig ist die Käfer- und Schmetterlingswelt. Außer den Moskitos sind für den Menschen besonders die Wanderameisen und die Sandfliegen lästig, die so klein sind, daß man sie, wie Busch sagt, erst dann bemerkt, wenn man ganz mit ihnen bedeckt ist. Ihr Stich ist sehr schmerzhaft

und tagelang bleibt ein blutunterlaufener Punkt zurück. Im Delta ist die Tierwelt dürftig. „Größere Säugetiere finden in dem Sumpflande weder Nahrung noch Wohnstätten. Nur See- und Stelzvögel, welche hier und dort in Gesellschaften sich sammeln, beleben die Landschaft. Schlangenhalsvögel (*Plotus*) streichen durch die Luft. Pelikane und Flamingos trocknen ihr Gefieder auf den Sandbänken. In sich versunken, die Augen unverwandt auf die Wasserfläche gerichtet nach echter Anglerweise, stehen, auf Fische lauernd, im seichten Wasser graue und weiße Reiher. In den stillen Uferbuchten liegen Scharen von Enten. Der Schattenvogel oder Hammerkopf (*Scopus umbretta*), eine charakteristische Erscheinung der Mangrovewälder Westafrikas, steht träumerisch auf trockenen Baumwipfeln, und der schneeweiße Geierseeadler (*Gypohierax angolensis*) schwebt über den Wellen, während auf niedrigen Zweigen der Mangrove blauschimmernde Eisvögel in beschaulicher Selbstversunkenheit hocken und aus dem dichten Pandanusgebüsch die droffelartigen Stimmen einiger Haarbögel erschallen.“ (Reichenow.)

Die Bewohner des Kamerungebietes gehören zu den eigentlichen Negern, welche das Land vom Südrand der Sahara bis etwa zum Äquator hin bewohnen, oder nach Waitz „eine Landstrecke von nur 10–12 Breitengraden südlich von einer Linie, die man von der Mündung des Senegal nach Timbuktu hin ziehen und von dort bis in die Gegend von Sennaar verlängern würde.“

Ihre Hautfarbe ist vorwiegend ein Dunkelbraun. Sie haben einen hohen und schmalen Schädel, schwarzes Haar, meist eine gedrückte, platte Nase, einen etwas vortretenden Oberkiefer und wulstige Lippen. Die Zähne sind blendend weiß und werden täglich mehrmals mit einer faserigen Wurzel abgerieben. Der Bartwuchs ist schwach. Neugeborene sind fast so hell wie Europäer, erst nach Verlauf von sechs Wochen haben sie allmählich die Negerfärbung angenommen.

Das Kamerunvolk zerfällt in eine Anzahl von Stämmen, welche zum teil nach den Bergen und Flüssen, an denen sie wohnen, benannt werden und Dialekte einer Sprache reden. Den Hauptstamm bilden die Dualla; sie sind die herrschende Klasse und nehmen sowohl in körperlicher als auch geistiger Beziehung eine hervorragende Stellung vor den andern ein. Ihre Zahl beträgt 26,000 bis 30,000, sie haben eine helle Hautfarbe, sind groß und kräftig gebaut und wohnen vom Kamerun bis etwa 3 Grad nördlicher Breite. Sie sind leidenschaftliche Handelsleute und vermitteln den Verkehr von der Küste in das Innere des Landes und umgekehrt. Sie leben fast ausschließlich von

diesem Zwischenhandel und wachen ängstlich darüber, daß er ihnen von den Europäern nicht genommen werde. Der Ackerbau liegt den Weibern

und Sklaven ob und wird überhaupt von ihnen in so geringem Maße betrieben, daß sie kaum für ihren Bedarf die nötigen Früchte ziehen.

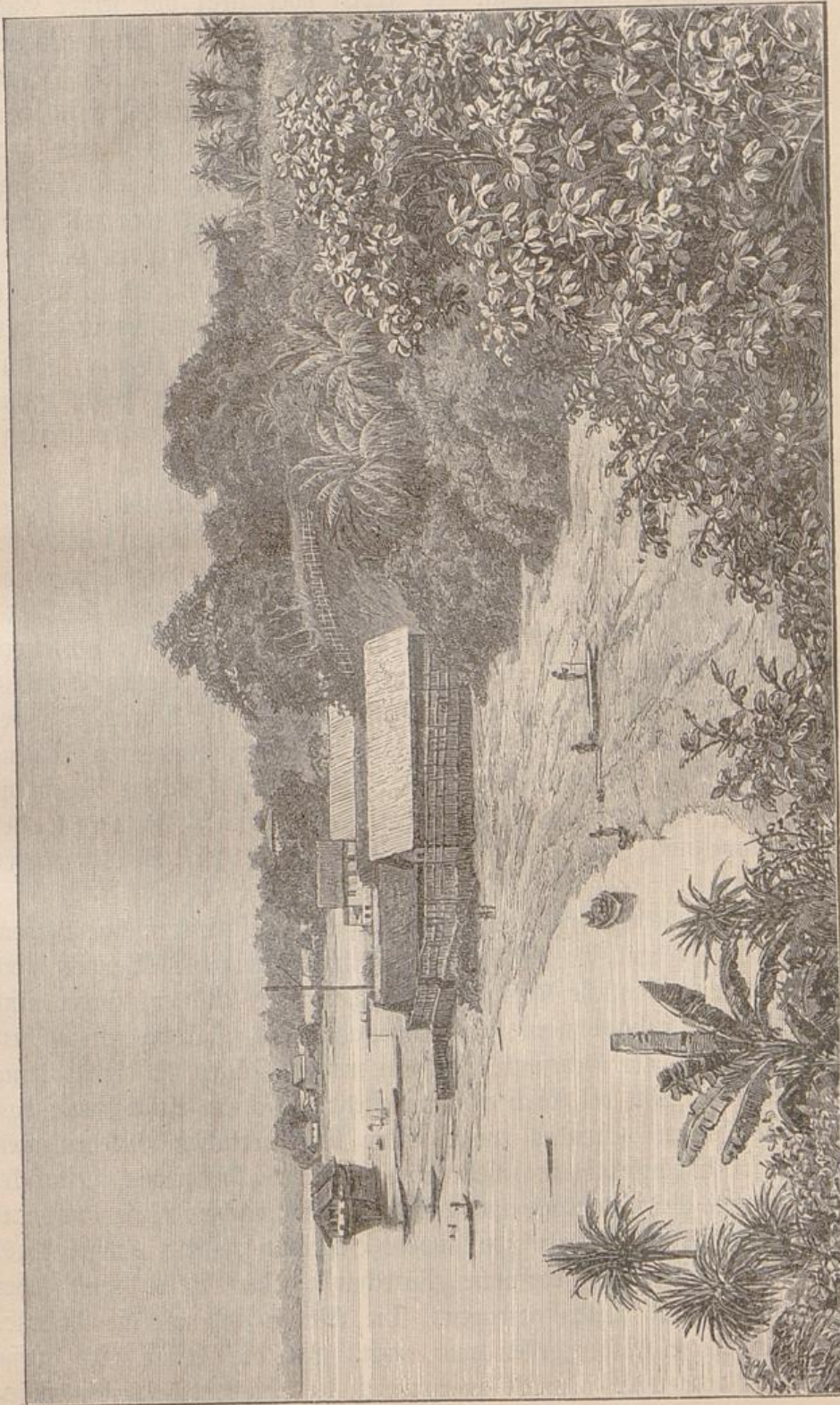


Dualla-Mann und Kind.

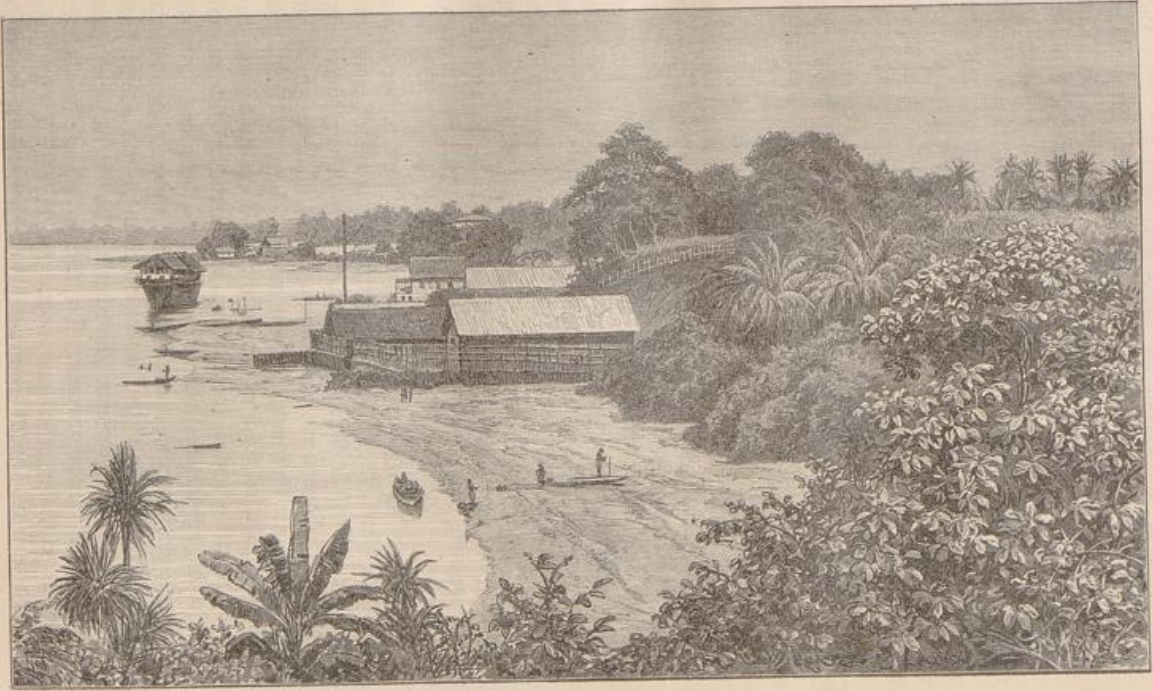
Am Südpol des Kamerungebirges wohnen die Bakwiri, Strauch- oder Bergbewohner, sie haben einen hägeren und schwächlichen Körper und ein häßliches Aussehen, treiben hauptsächlich Jagd- und Viehzucht und sind bettelig und neugierig. Im Westen des Kamerungebietes wohnen die Bambofo, im Norden die Bakundu, im Osten die Balungu. Die Bewohner des oberen Kamerunflusses sind die Abo und Wuri; südlich

von diesen wohnen die Edea und Bakoko. Das Hinterland von Kamerun ist noch unbekannt.

Die Ortschaften und Wohnungen der Kamerun-Neger sind reinlich und machen einen freundlichen Eindruck. Die Hütten haben eine länglich-viereckige Form und ruhen auf einem etwa 1 m hohen Lehmsockel, der mit Steinchen und Muscheln belegt wird. Die Wände bestehen aus Matten, die mit den Schalen der Bananenstämme dicht bedeckt werden. Die Matten fertigt man aus den Blattstielen der Weinpalme an. Die Dächer werden ebenfalls aus diesen Blattstielen, Bambu genannt, hergestellt und mit Palmblättern bedeckt. Wenig Sorgfalt verwenden die Bakwiri, die Bergbewohner, auf ihre Hütten, denn weder Wände noch Dach, das nur aus Palmblättern besteht, schützen vor Sturm und Regen. In der Mitte der einen Längsseite der Hütte befindet sich die Thür, die auch in den meisten Fällen nur eine Matte ist. Durch die Thüröffnung wird der innere Raum, der durch Zeuge und Matten in mehrere Abteilungen geschieden ist, erhellt. Für gewöhnlich benutzt der Neger die Hütte nur zum Schlafen, denn



Aquafest am Kamerunflusse mit Kakoreien und Gult.

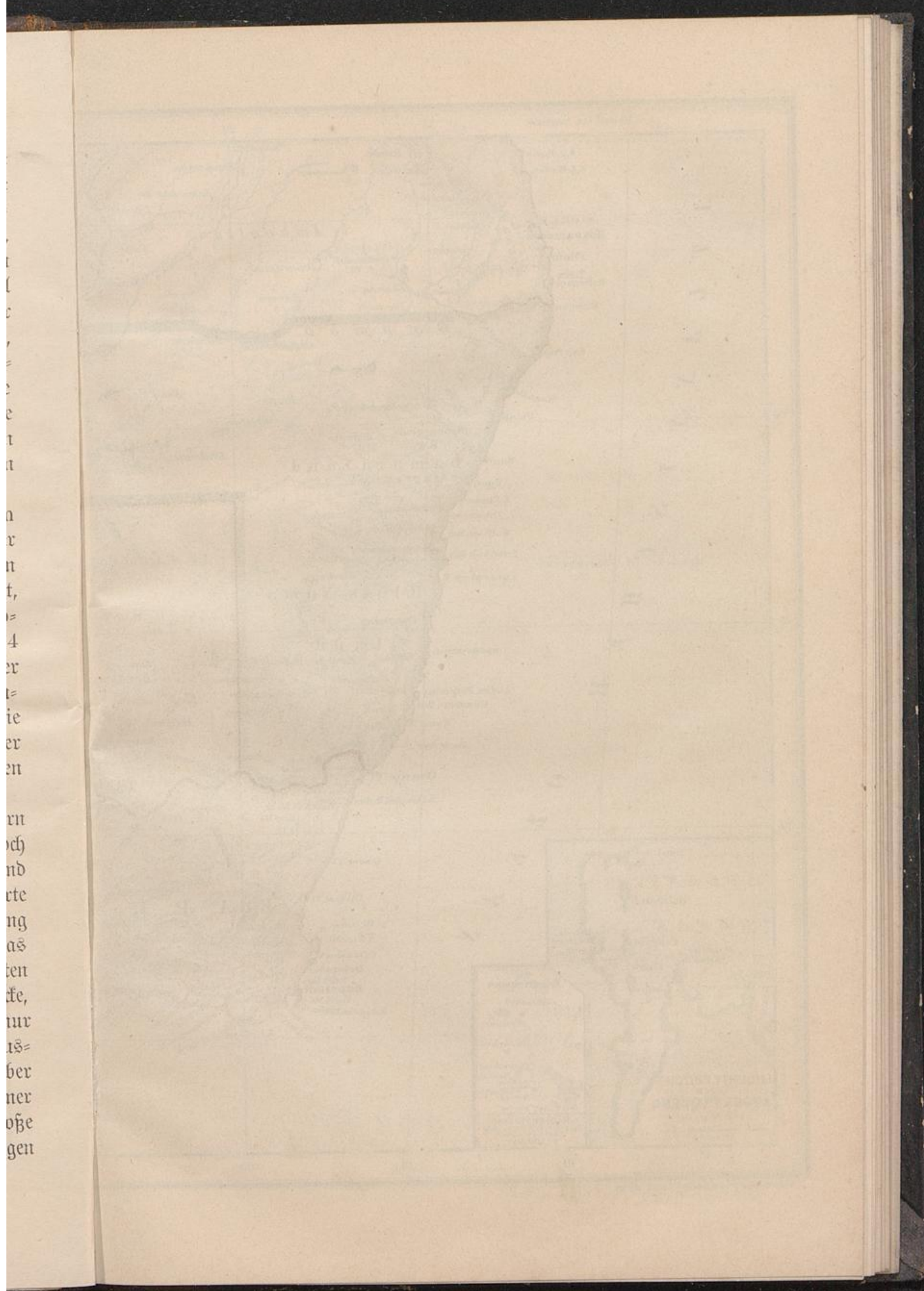


Nquashodt am Kamerunflusse mit Faktoreien und Hulf.

am Tage ist er entweder an der Arbeit oder liegt vor seiner Hütte in dem Schatten der Mangobäume und ißt und trinkt. Rohgearbeitete Tische, Stühle, Koffer und Kisten bilden das Mobiliar. Die Häuptlinge und wohlhabenden Neger bauen jetzt auch größere und schönere, mit Fenstern und Veranda versehene Wohnungen, in denen man europäische Möbel, wie Schränke, Stühle, Kommoden und Spiegel findet. Dieses bessere Haus bewohnt nur der Hausherr mit seiner Hauptfrau, während alle übrigen Frauen, oft hundert an der Zahl, in einem gegenüberstehenden großen Hause, das in zahlreiche Abteilungen geschieden ist, wohnen. Die einem Familienoberhaupte gehörigen Wohnungen, oft 4 bis 5, stehen nahe bei einander. Eine Anzahl solcher Reihen, die schöne, breite Straßen und Plätze bilden sind ein Dorf, ist dasselbe ziemlich groß, so wird es von den Negern mit Vorliebe „Stadt“ genannt.

Am Fuße des kleinen Kamerun (Mongoma Edinteh, 1935 m hoch) liegt die englische Missionsstation Viktoria, weiter südlich der Ort Bimbia, am gleichnamigen Arme des Mungo. Redet man von einem Orte Kamerun, so sind darunter die drei Ortschaften Bellstadt, Aquastadt und Didostadt zu verstehen, welche in der Nähe der europäischen Faktoreien am linken Ufer des Kamerun, etwa 3 bis 4 geographische Meilen von der Mündung entfernt, liegen. In der Dualla-Sprache heißen die drei Städte in der obengenannten Reihenfolge Bananjo, Bonaku, Bonabela. Weiter nach Süden liegen die Orte Klein-Batanga, Plantation und Groß-Batanga, der Hauptstapelplatz des aus dem Innern nach der See geführten Elfenbeins.

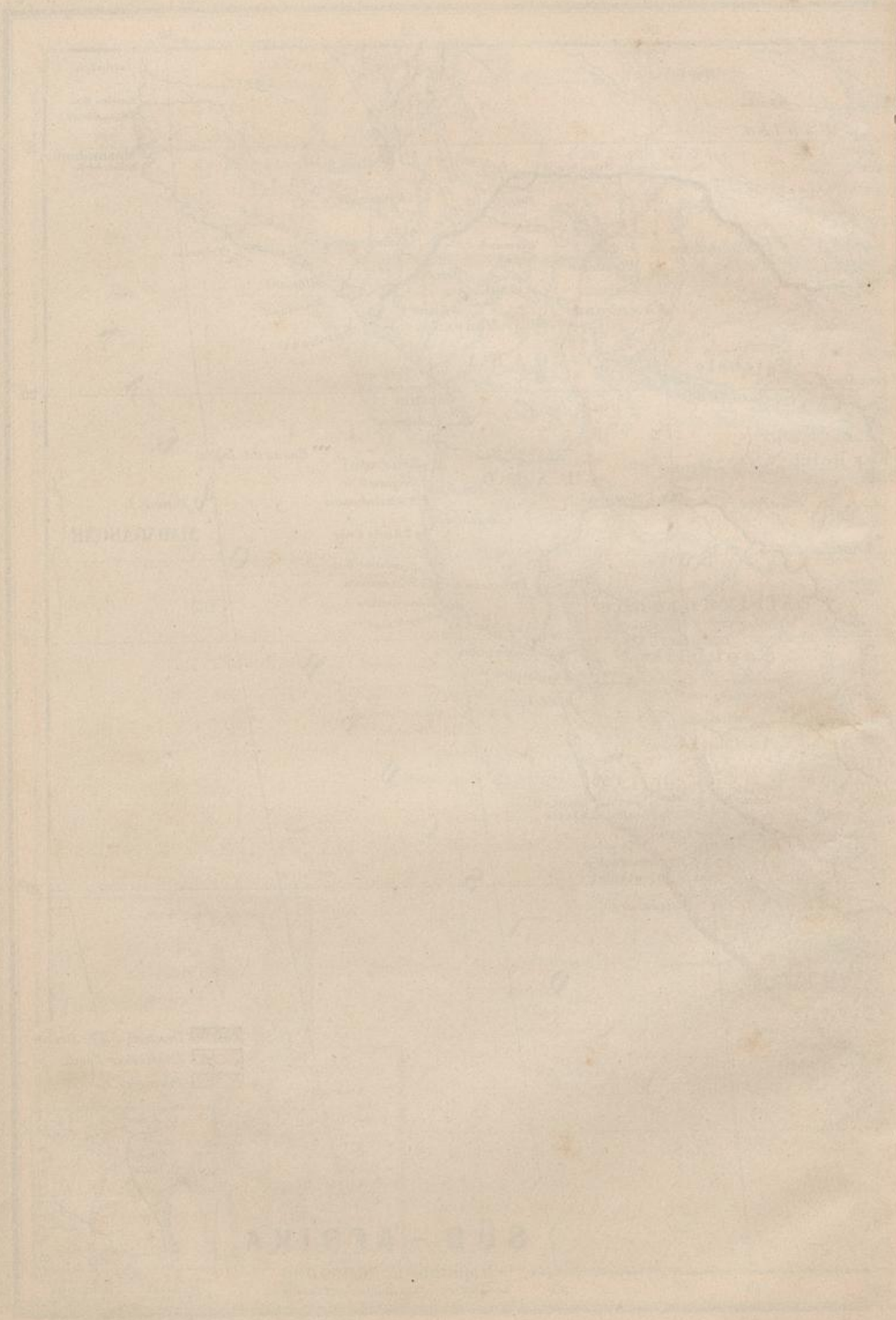
In der Kleidung herrscht unter den westafrikanischen Negern große Verschiedenheit. Während man im Innern des Landes noch mehr die ursprüngliche Kleidung, wie Felle und Blätter, findet, sind bei den Küstenbewohnern schon vielfach aus Europa eingeführte Kleidungsstücke im Gebrauch. In den meisten Fällen ist die Kleidung sehr einfach, selbst bei Reichen, und besteht aus einem Stück Zeug, das um die Hüften gebunden wird. Nur bei feierlichen Gelegenheiten suchen sie sich prächtig auszuschnücken durch rote Uniformen, Leibröcke, goldbetreßte Bedientenröcke und dergl. Häufig erscheinen sie auch nur mit Kopfbedeckung, ohne jede andere Bekleidung. Als größte Auszeichnung gilt eine preußische Pickelhaube; der Adler wird aber gewöhnlich nach hinten getragen. Die Weiber sind wie die Männer gekleidet, kleine Kinder gehen ganz nackt. Auf die Frisur wird große Sorgfalt verwandt. Die Männer scheeren das Haar, die Weiber tragen



t
l
c
y
e
e
t
n
n
r
n
f,
= 4
er
t=
ie
er
en

rn
och
nd
rte
ng
as
ten
fe,
ur
is=
ber
ner
ofe
gen





es in kleinen, enganliegenden Flechten, die mit Rämmen aus dünnen Stäbchen von Weinpalmholz und mit Pfeilen, die aus Elfenbein geschnitzt und mit Ebenholz ausgelegt sind, befestigt werden. Häufig wird der Körper mit Öl gesalbt. Das Tättowieren ist nicht allgemein üblich, hat aber häufig eine bestimmte Bedeutung und dient als Erkennungszeichen; so zeichnen sich die Kru-Neger durch einen über Stirn und Nase laufenden Strich, und die Kamerun-Neger tättowieren sich auf der Brust. Als Schmuckgegenstände dienen Arm- und Beinringe, Perlschnüre, Glöckchen, die besonders bei Tänzen getragen werden, und dergl. Auch die Nase bekommt häufig einen Schmuck. Wohlhabende tragen über dem Handgelenk schwere Elfenbeinmanschetten. An irgend einem Kleidungsstück, gewöhnlich am Hüte, zuweilen auch auf einem besonderen Schilde, das auf der Brust hängt, tragen die Häuptlinge ihren Namen. Vielfach reißen die Kamerun-Neger die Augenwimpern aus; sie thun es, wie sie sagen, aus dem Grunde, um besser sehen zu können. Die Bakwiri stehen in der Kultur den Küstenbewohnern noch sehr nach; sie tättowieren sich reich und in allen möglichen Zeichnungen, tragen als Schmuck Perlen, Pflöcke in den Ohren und rote Federn im Haar.

Die Nahrung ist vorwiegend Pflanzenkost und besteht in Yam, süßen Kartoffeln, Maniok, Kokos und dergl. Das Fleisch der Haustiere wird wenig gegessen, dagegen sind Fische, die sich reichlich im Kamerunfluß finden, wie Schollen, Schwertsfische und Hornhechte, außerdem Krabben und Garneele ein Hauptnahrungsmittel. Als Getränk dienen Wasser, die Milch der Kokosnüsse, Palmwein und vor allem der Branntwein. Männer und Weiber sind leidenschaftliche Schnupfer; den nötigen Tabak führen sie in kleinen hölzernen Gefäßen bei sich. Das Rauchen wird hauptsächlich von den Frauen gepflegt.

Über die Kunstfertigkeit der Kamerun-Neger läßt sich wenig sagen. Die Frauen fertigen aus dem Schlamm des Kamerunflusses Schalen und Töpfe an, die sie ganz geschickt formen. Nachdem die Töpfe an der Sonne ausgetrocknet sind, werden sie gebrannt. Außer Kanus schnitzen die Männer aus Holz Schüsseln, Löffel, Schemel, Ruder und dergl. Zum Fischfange dienen Gitter, die aus zerstückten Palmblattstielen gemacht sind. Außerdem flechten sie Körbe, Taschen und Matten, die als Bett dienen.

Speere, Lanzen, Dolche, Bogen und Pfeile sind als Waffen an der Küste jetzt wenig gebräuchlich; die Hauptwaffen sind das Feuer- schloßgewehr, Hinterladerbüchsen und alte europäische Säbel und Degen. „Trotz solcher Bewaffnung bleiben die Kämpfe recht harmlos,

weil die Neger mit den Gewehren nicht umzugehen lernen. Das Aufblitzen des Pulvers in der Pfanne fürchtend, wendet der Schütze beim Losdrücken den Kopf weg; an ein Treffen ist da natürlich nicht zu denken.“

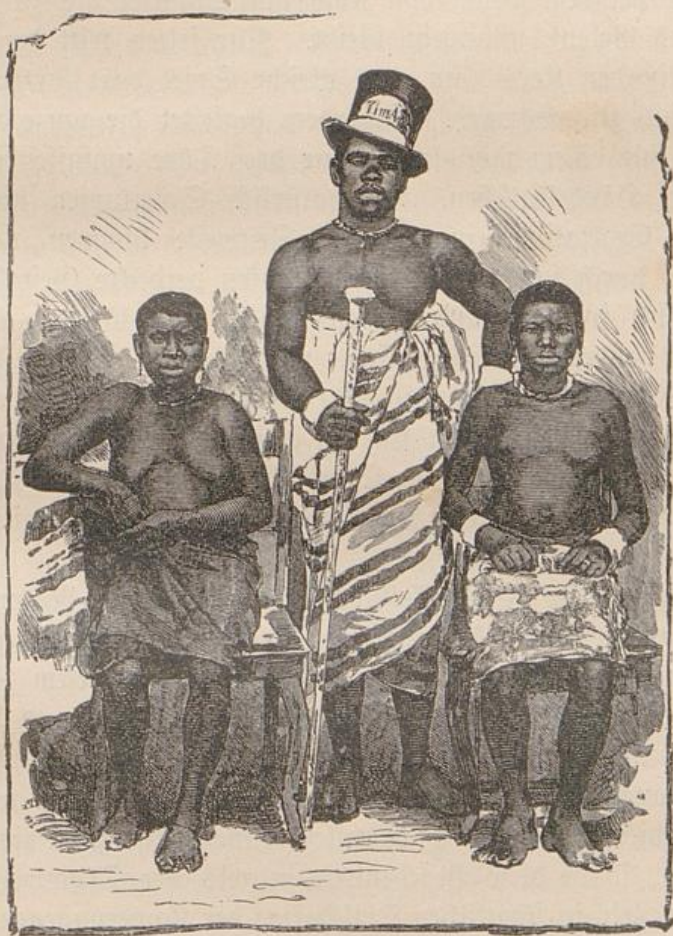
Das Volk zerfällt in Freie, Halbfreie und Sklaven. Halbfreie sind die Nachkommen eines Freien und einer Sklavin. Die Sklaven werden entweder gekauft oder auf den Kriegszügen erbeutet; sie haben die niedrigsten Arbeiten zu verrichten, werden aber im allgemeinen nicht hart behandelt und wohnen zuweilen in besonderen Dörfern. Von den freien Negern werden sie gewöhnlich mit dem geringschätzenden, verächtlichen Namen „Nigger“ bezeichnet. Die Nachkommen der Sklaven gelten zwar auch als unfrei und haben bei Beratungen des Stammes keine Stimme, es ist ihnen jedoch gestattet, Handel zu treiben und Vermögen zu erwerben.

Eine staatliche Ordnung besteht nicht; die Dörfer haben ihre Häuptlinge, die untereinander völlig unabhängig sind. Häuptlinge von Ansehen und einiger Gewalt führen den Titel „König“, die von ihnen bewohnten Orte werden meist nach ihnen benannt. Ihre Hauptmacht liegt in ihrem Reichtum an Sklaven und Weibern, deren sie oft dreißig, sechzig, ja wohl über hundert haben. Die Frauen nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein und gelten häufig nicht mehr als Haustiere. Sie werden für 900 bis 1200 Mark gekauft und sind dann völliges Eigentum des Mannes. Je reicher ein Neger ist, desto mehr Frauen kauft er sich, um so seine Arbeitskräfte immer zu mehren. An manchen Orten werden die Frauen, bevor sie gekauft werden, erst einige Monate auf Probe genommen. Kinder sind der Stolz der Mütter, sie werden recht liebevoll behandelt und wohl drei Jahre mit herumgetragen. Ist einem Häuptlinge eine Tochter geboren, so bewirbt sich ein anderer Häuptling bald um den Besitz derselben. Bis zum 5., spätestens zum 8. Jahre bleibt das Mädchen bei seinen Eltern, dann wird es in den Haushalt des zukünftigen Gatten aufgenommen. Im 10. oder 12. Jahre findet unter gewissen Ceremonien die Verheiratung statt.

Totschlag kommt unter den Bewohnern eines Ortes selten vor; ist jemand von Leuten eines anderen Dorfes ermordet worden, so bricht zwischen beiden Orten Krieg aus. „Beide Parteien sind auf ihrer Hut, namentlich diejenige, die das schlechteste Gewissen hat. Es werden Vorposten ausgestellt, um das Anschleichen des Feindes zu verhindern, und man sendet die Weiber nur noch mit einer kleinen Bedeckungsmannschaft zur Arbeit. Trotzdem finden die Bewohner des

geschädigten Ortes, und wenn es noch so lange dauerte, fast immer Gelegenheit, irgend ein unschuldiges Individuum aus dem Orte, der geschädigt hat, aufzugreifen und abzuschlachten. Bisweilen ist damit der Krieg zu Ende, meistens jedoch „wüthet“ er weiter. Man liefert sich kleine Treffen, bei denen nach Art aller halbwilden Völker sehr viel geschrien und geschossen und sehr wenig Unheil angerichtet wird.“

Alt und jung belustigt sich gern an Spiel und Tanz; das Hauptspiel der Knaben ist ein Ringkampf, das der Männer ein Wettfahren in Kanus, die oft mit vierzig Mann besetzt sind. Nach Beendigung dieses anstrengenden Spieles finden dann immer große Bechgelage statt.



König Aqua mit seinen Frauen.

Den Göttern zu Ehren werden nachts beim Fackelschein Tänze und Feierlichkeiten abgehalten, an denen nur die Freien teilnehmen dürfen. Frauen, Kindern und Sklaven ist es bei Todesstrafe verboten, denselben zuzusehen oder beizuwohnen, und auch den Europäern wird es nicht

gestattet, dieselben näher kennen zu lernen. Bei dem Tode eines Familiengliedes werden laute Klagen angestimmt, und die Frauen lassen als Zeichen der Trauer ihr Haar völlig kurz scheren. Etliche Stunden nach dem Tode wird die Leiche in eine Kiste gelegt oder in Matten gewickelt und in einem 1½ m tiefen Grabe in der Hütte beerdigt, die dann verlassen wird und nach und nach zerfällt. „Am dritten Tage nach der Beerdigung ist großes Spiel und Festlichkeit: beide Geschlechter stellen sich hintereinander im Kreise auf, in dessen Mitte, oder auch abseits, Trommeln geschlagen, Klingeln geschellt und sonstige lärmende Geräusche vollführt werden; dann exequiert man einen Tanz, bei dem gewiß von Kopf und Schulter bis zu den Zehen kein einziges Gelenk unbewegt bleibt. Nur selten tritt der eine oder die andere in den Kreis, um das gleiche Spiel dort fortzusetzen und sich schließlich zu umarmen. Außerdem begleitet die ganze Gesellschaft das Spiel mit einem monotonen, nur drei Töne umfassenden Gesang und öfteren Händeklatschen. Da natürlich Spirituosen nicht fehlen, so ist die Exaltation eine große. Zeitweise kommen noch einige verummte, durch schwere hölzerne Masken verdeckte Gestalten hinzu, die unter sich springen und tanzen, johlen und lärmern, dann aber auch gegen andere Spielgenossen, mit Vorliebe jedoch gegen das weibliche Geschlecht, anrennen und es zu erschrecken suchen. Etwa eine Woche später wiederholt sich an gleicher Stelle von den früheren Teilnehmern nochmals dasselbe Spiel; damit ist dann der Totenkultus zu Ende.“ Auf diese Weise wird jedoch nur der Tod freier Männer gefeiert.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Kamerun-Neger ist ihre Trommelsprache, durch die sich ein Neger kilometerweit mit einem anderen unterhalten kann. Auf einer besonders zu diesem Zwecke angefertigten Trommel werden durch verschiedene Töne und Rhythmen des Trommelns bestimmte Signale gegeben. Dieses Signalsystem hat sich derart ausgebildet, daß die Neger alle ihre Gedanken und Erlebnisse durch diese Sprache sich mitteilen können. Ist z. B. ein Dampfer angekommen, so ist diese Begebenheit mittels der Trommelsprache in ganz kurzer Zeit in sämtlichen Ortschaften der Kamerungegend bekannt.

Der Handel, welcher zum größten Teile in Händen der Hamburger „Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft Woermann, Thormählen und Comp.“ liegt, ist im allgemeinen noch Tauschhandel; erst seit kurzer Zeit ist in Kamerun deutsches Geld eingeführt. Die Europäer leben meist auf den im Flusse verankerten Hülks; (Abbildung S. 31) am Lande sind nur 3 deutsche und 2 englische Faktoreien und einige

Missionsstationen. Elfenbein, Kakao, Kaffee, Palmöl, Kopro*), Kautschuk und manche andere tropische Produkte werden jährlich in großen Massen von dort nach Europa geführt. Die Ausfuhr beträgt jährlich mehr als 800 000 Gallonen**) Palmöl, 8000 Ztr. Palmkerne und 12—15 000 Pfd. Elfenbein. Gegen ihre Produkte tauschen die Neger Baumwollenzeuge, Gewehre, Pulver, Tabak, Rum, Salz, Seife, Perlen, Messer, Beile und andere Erzeugnisse europäischer Industrie ein. Wie in Ostafrika dienen auch hier die von dort eingeführten Kaurimuscheln meist zur Vermittelung des Handels; 1600 Kaurimuscheln haben etwa den Wert einer Mark. Da das Zählen derselben gewöhnlich sehr viel Zeit erfordert, so ist der Abschluß eines Geschäfts oft außerordentlich langwierig. N. Reichenow erzählt: „Der Tauschhandel mit den Eingeborenen ist ein entsetzlich langwieriges und langweiliges Geschäft, da der Neger die Bedeutung des Wortes Zeit nicht kennt, lange überlegt, aber auch viel Schlaueit entwickelt, um einen möglichst hohen Preis zu erzielen. Da gefällt nun bald dieses Muster, bald jene Farbe in den Baumwollstoffen dem Neger nicht. Hat er zuerst Zeug genommen, so will er nachher Eisenwaaren, später möchte er einzelnes wieder durch Tabak oder Perlen erzeihen, endlich besinnt er sich, daß er doch eigentlich immer recht großen Durst habe, und entscheidet sich somit schließlich für Rum. Alles wird auf das sorgfältigste geprüft, nicht der geringste Makel bleibt übersehen. Ist das Geschäft endlich abgeschlossen, so verlangt der Neger noch einen „Dash“, ein Geschenk. Bedeutenderen schwarzen Händlern machen die Kaufleute, um deren Kundschaft sich zu sichern, nicht selten wertvolle Geschenke, und so findet man in den ärmlichen Mattenhütten oft große, mit Goldrahmen versehene Spiegel, prächtige Vasen, Lampen und andere Luxusgegenstände, deren Wert der Besitzer gar nicht einmal zu würdigen versteht.“

Da die Eingeborenen wegen ihrer großen Trägheit und Faulheit unbrauchbar zu den meisten Arbeiten sind, nehmen die Kaufleute auf ihre Schiffe Kru-Neger. Die Heimat dieser ist an der sogenannten Pfefferküste, vom Kap Mesurado, am rechten Ufer des St. Paulsflusses, bis St. Andreas. Sie sind verträglich, genügsam, harmlos und kameradschaftlich; in den Faktoreien helfen sie Waren aus- und einladen. Im Gegensatz zu den meisten anderen Negern, welche schwache Muskeln und einen schlanken Körperbau haben, sind die Kru groß

*) Kopro oder Kopperah nennt man die reifen Früchte der Kokosnüsse, aus denen man das Kokosöl gewinnt, das zur Seifen- und Kerzenfabrikation verwandt wird.

**) 1 Gallone = 4,54 l.

und kräftig gebaut. „Sie sind jetzt die größten Athleten der eingeborenen Bevölkerung Afrikas, wahre Goliathe an Stärke und Körperbeschaffenheit.“ Gewöhnlich vermieten sie sich auf 2 bis 3 Jahre auf ein Schiff, bekommen ihren Lohn erst nach Beendigung der Dienstzeit, gehen dann reich beladen mit Geld, Perlschnüren und schönen Tüchern in ihre Heimat zurück, nehmen sich einige Weiber und leben als Privatmann auf ihren Besitzungen. Doch ist der in die Heimat Zurückkehrende oft der Gefahr ausgesetzt, unterwegs ausgeplündert zu werden, und, selbst glücklich zu Hause angekommen, kann ihm dies noch von seinen Verwandten widerfahren. Zu allen Arbeiten auf den Schiffen



Kru-Neger.

sind die Kru sehr geschickt und sind auch außerdem vortreffliche Ruderer. Zu ihrem Unterhalte bekommen sie meist Reis, den sie vorzüglich zu kochen verstehen, und zuweilen Ziegenfleisch und Fische. „Aber bei all ihren guten Eigenschaften“, sagt Oberländer, „sind sie die größten Spitzbuben. Sie sind imstande, dein Boot in der Brandung umzuwerfen und mit der einen Hand dein Leben zu retten, während sie mit der anderen deine Tasche

leeren. Man möchte sie unter die Amphibien rechnen, denn sie sind ebenso auf dem Lande, wie im Wasser zu Hause. Sie sind Fresser und Säufer (also nicht durchweg genügend, wie oben gesagt), aber auch treu, von guten Sitten und tüchtige Arbeiter — wenn sie nicht zu gut behandelt werden. Dann aber entfaltet sich ihre tierische Natur, und sie werden faul und übermütig. Von ihnen gilt das alte Sprichwort: ‚Ein Krumann, ein Hund und ein Nußbaum werden desto besser, je mehr man sie schlägt‘, vorausgesetzt, daß die Strafe wirklich eine verdiente ist.“

Für die Verbreitung des Christentums in Kamerun sind zwar schon seit Jahrzehnten englische Missionare (Baptisten) und seit 1885

auch Deutsche von der Baseler Missionsgesellschaft thätig gewesen, doch sind die Erfolge bis jetzt nur gering. Die Hauptstation der Engländer ist Viktoria; dieser Ort verdankt hauptsächlich der Mission seine Entstehung, hat außer einer schönen Kirche noch einige andere stattliche Gebäude aufzuweisen und zählt 200–300 Einwohner. Zweigstationen sind Bellstadt, Aquastadt, Bakundu und Bonjongo. Von der Wirksamkeit der englischen Missionare weiß Zöllner wenig Ruhmenswertes zu berichten. Er sagt: „Was hat diese Missionsgesellschaft bisher geleistet? Die Erfolge sind gleich Null und die nach Hause gesandten Berichte eine großartige Täuschung, um nicht zu sagen ein großartiger Betrug. Womit sich die Mission in ihren Mußestunden beschäftigt, weiß ich nicht, aber soviel ist sicher, daß es in Bonjongo zur Zeit (1885) keinen einzigen Christen gibt. In Viktoria allerdings gibt es Christen, aber — man verzeihe mir die Sünde — wären sie doch nur Heiden geblieben! Eine Gesellschaft, die von Weißen und von unverborenen Schwarzen so sehr verachtet wird, wie dieses Missionsgesindel, würde man in Westafrika kaum mehr wiederfinden. Zu allen kleinen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten im Charakter der schwarzen Rasse sind nun auch diejenigen der weißen Rasse hinzugekommen. Das Tragen von Amuletten und andere Seiten des Fetischdienstes sind heute noch ebenso in Schwung, wie früher. Das Christentum der Leute beschränkt sich auf jene Baptisten-Hymnen, deren nicht näher zu bezeichnende Abfassung — aus Gründen des Anstandes wollen wir sie bloß „höchst kindlich“ nennen — im Verein mit dem blödsinnigen Abplärren jedes feinere Gefühl beleidigen muß.“

Im Jahre 1887 ward Herr Christaller aus Württemberg als Lehrer nach Kamerun gesandt, um dort eine Schule*) zu errichten und die Kameruner Jugend der Civilisation entgegenzuführen. Wie Herr Christaller berichtet, sind seine Schüler recht fleißig, rührig und aufmerksam. Sie lernen jedoch nur aus dem Grunde, um andere besser betrügen zu können. Aus einem Briefe des Herrn Christaller vom 29. März 1887 entnehme ich folgendes über die Feier des Geburtstages unseres Kaisers: „Ich lag im Bett, denn ich hatte eben mein erstes Fieber überstanden. Durch das Fenster sah ich jedoch etliches, was auf dem Flusse vorging. Das deutsche Kriegsschiff „Cyklop“ und „Nachtigal“, das Schiff des Gouverneurs, hatten sich über und über mit Flaggen behängt. Mittags um 12 Uhr, nachdem

*) Im Beginn des Jahres 1889 ist Herr Lehrer Glad nach Kamerun gereist, um dort die 2. Lehrerstelle zu übernehmen.

die 12-Uhr-Kanone des Gouverneurs gefallt hatte, gab der „Cyclop“ 21 Ehrenschüsse ab. Nachher war großes Essen auf dem Schiff; aber ich war froh, daß ich nicht dabei sein konnte, denn in Afrika ist man nicht so gern wie in Europa, und noch weniger gern legt man einen Hemdkragen oder eine Kravatte an. Wir leben überhaupt hier sehr ungebildet. Doch verglichen mit meinen Schülern bin ich noch der reinste Stutzer. Die kommen halbnackt daher, im Hüftentuche und, wenn es gut geht, mit einer Halskette. Da macht es einen possierlichen Eindruck, wenn diese schwarzen Burschen mit der Schiefertafel unterm Arm oder um den Hals in die Schule rennen. Das muß ich ihnen aber lassen, daß sie gern zur Schule kommen, und als ich krank war, kam jeden Tag ein Trupp, um zu sehen und zu fragen, ob die Schule nicht bald wieder anfange. Ich hatte das Lied: „Loba lo ongise“ (Heil unserm König, Heil) halb und halb mit ihnen eingeübt, obgleich sie nicht recht kapieren, daß es mehr als vier Töne gibt. Jedenfalls klang das Ding schauerhaft. In ihrem Eifer, und weil sie keine Schule hatten, fuhren sie nun am Kaisersgeburtstag aufs Kriegsschiff hinüber und stimmten dort ihr Liedchen an. Anfangs lachte der Kommandant; als sie aber ohne Ende weiter sangen, hätte er sie beinahe fortgejagt; da zogen sie glücklicherweise ab, aber nur, um am nächsten Tage das Musikstück zu wiederholen. Nach den Schulgesetzen bei euch müßte ich jeden Tag Hitzevakanz geben, denn das Thermometer zeigt oft schon um 8 Uhr 23 ° C. Übrigens steigt die Hitze nicht gar so fürchterlich hoch, es ist zum Aushalten, da von 12 Uhr an der Seewind weht, so daß es selten wärmer wird als 26–27 Grad im Schatten. In der Sonne ist es allerdings sehr heiß, und ich gehe immer mit Sonnenhelm und Sonnenschirm zugleich aus.“

Möge hier noch aus der von Th. Christaller verfaßten Fibel für die Volksschulen in Kamerun eine Probe der Duallasprache folgen:

P u e.

Pue e salo. E ben mondo ma bwaba, na masonga, ma bowoli. Pue e tondi keketele, na ny amse gita e buka nema e ma-da. E maya o mandabo na o begidi. E ma-nya mila bwambi. Neni neno na o damea mo e?

Die Übersetzung lautet:

Die M a u s.

Die Maus ist klein. Sie hat einen langen Schwanz und scharfe Zähne. Die Maus nagt gern und verdirbt viel mehr, als sie fressen kann. Sie lebt in Häusern und im Felde. Sie ist sehr flink. Wie fängst du sie?

Die Kolonie Kamerun ist im Jahre 1884 durch die dort ansässigen Handelsfirmen „Wörmann, Zanzen und Thormählen“ von eingeborenen Häuptlingen erworben worden. Die Handelshäuser übertrugen alsdann ihre Erwerbungen an das Deutsche Reich, das nun durch den Kaiserlichen Kommissar Dr. Nachtigal die deutsche Flagge dort hissen ließ und das Land unter seinen Schutz stellte. Die jetzigen Grenzen beruhen auf Vereinbarungen mit England und Frankreich. Da sich noch in demselben Jahre mehrere Häuptlinge, aufgereizt durch die Engländer, gegen die Deutschen auflehnten, erschienen zur Bestrafung der Empörer die beiden Kriegsschiffe „Bismarck“ und „Olga“. Nach der Zerstörung einiger Dörfer und nach einem hitzigen Kampfe auf einer Anhöhe, der Toffplatte, wurden die Häuptlinge mit ihrem Anhange genötigt, die Flucht zu ergreifen. Auf deutscher Seite waren zwei Verluste zu beklagen: ein Matrose war im Kampfe gefallen und der Vertreter des Hauses Wörmann ermordet worden. Auch im Februar 1889 haben die Mannschaften des Kanonenbootes „Nyäne“ bei Bokullu gegen widerspenstige Eingeborene gekämpft, wobei ein Matrose fiel und zwei Offiziere verwundet wurden.

Die Verwaltung des Landes geschieht durch einen Kaiserlichen Gouverneur und mehrere Unterbeamte. Im Jahre 1887 wurde in Kamerun eine Schule und ein Postamt errichtet. Das Land trat dem Weltpostverein bei. Am 1. Oktober 1888 ist die Verordnung über die Rechtsverhältnisse in Togo und Kamerun in Kraft getreten. Das Berufungsgericht für beide Gebiete ist in Kamerun. Über die Vollstreckung der Todesstrafe (Erschießen oder Erhängen) entscheidet der Gouverneur in Kamerun.

Das Togoland.

(Siehe Karte 4).

Das Togoland liegt an der Sklavenküste, welche von der Mündung des Voltaflusses bis zur Mündung des mächtigen Nigerstromes reicht. Ihren Namen erhielt die Küste vor etwa 400 Jahren durch die Portugiesen, die wahrscheinlich hier einen blühenden Sklavenhandel trieben. Außer dem Dahomestaate und etlichen kleineren Gebieten unter deutscher, französischer und portugiesischer Herrschaft ist die ganze Sklavenküste englischer Kolonialbesitz. Anfänglich hatte das deutsche Gebiet einen Flächeninhalt von 1300 qkm mit 40 000 Einwohnern. Nach dem letzten Übereinkommen mit Frankreich, das eine im Osten an das Togoland stoßende Besizung hat, ist die nach Norden führende Grenze zwischen beiden Gebieten auf 322 km (etwa 43 geogr. Meilen) in das Innere hinein festgesetzt worden, so daß der wichtige Ort Atakpame, der Mittelpunkt des Handels im Binnenlande, und das weiter nördlich gelegene mächtige Gebirge, das bis jetzt noch völlig unerforscht ist, im deutschen Gebiete liegen. Die westliche Grenze läuft anfänglich ebenfalls nach Norden, wird sich aber dann weiter westwärts wenden, da bereits mit mehreren Häuptlingen, deren Gebiete

westlich liegen, Verträge abgeschlossen sind, nach welchen ihre Länder unter deutschen Schutz gestellt sind. Das Togoland hat jetzt einen Flächenraum von 18 676 qkm (340 □ Meilen) mit etwa 600 000 Einwohnern, ist also ungefähr so groß wie das Königreich Württemberg*). Die Küstenlänge beträgt 36 km.

Am Meere entlang zieht sich ein etwa 50 bis 100 Schritt breiter, vollständig kahler Sandstreifen; darauf folgt etwa 3 m hohes, dichtes niedriges Buschwerk, das mit seinen Stacheln und Dornen so dicht ineinander greift, daß es nur auf den krummen Negerpfaden durchschritten werden kann. Als die dort ansässigen Handelshäuser beabsichtigten, einen Weg durch das Dickicht in das Innere des Landes anzulegen, wurde es ihnen anfänglich von den Eingeborenen verweigert, weil, wie sie sagten, der Boden Fetischland, mithin unantastbar sei. Durch Geschenke wurden jedoch diese Einwände später gehoben. Hinter dem Dickicht folgt eine Landschaft, von der Zöllner sagt, daß sie eine kaum zu beschreibende Fülle von Abwechslung biete und doch eine der eintönigsten sei, die man sich nur denken könne. „Auf einer Strecke von nur wenigen Kilometern Länge kommt man bald durch büschelförmig wachsendes Schilfrohr, bald durch höheres Buschwerk, bald durch Gruppen von Kokospalmen, Ölpalmen und andere hohe Bäume, bald durch weite Savannen üppig wuchernden Grases.“ Auf diese Landschaft folgt eine Niederung, welche östlich von Bagidá ab mit Wasser gefüllt ist. Dieser See, gewöhnlich Lagune genannt, ist ein Süßwassersee. Etwa 2 bis 3 km von der Küste entfernt, zieht mit dieser parallel ein flußartiger Wasserstreifen, welcher bei Groß-Popo einen natürlichen Ausfluß hat, während bei Klein-Popo die schmale Landenge mehrfach durchstoßen ist. Landeinwärts hat die Lagune zwei 10 bis 12 km in das Innere gehende seeartige Erweiterungen, 1. den schmalen, an seiner Nordseite gegabelten, 30 qkm großen Wo-See und 2. den breiten Togo-See, gegen 100 qkm groß. Die Lagune hat bei gewöhnlichem Wasserstande eine Tiefe von 3 m, zur Regenzeit von 4 bis 5 m; sie enthält nicht nur viele, sondern auch sehr gute Fische, die sogar den Seefischen vorgezogen werden. Um die Ufer ist der See 1 bis 2 km breit mit Schilf und Röhricht bewachsen, aus welchem gewaltige Affenbrotbäume oder Boababs und Yuffabäume hervorragen. In das Gaff mündet ein kleiner Fluß, Gah o genannt. Das Nordufer des Sees wird von einer mäßigen Anhöhe (30 bis 40 m hoch) umgeben; hinter der Lagune setzt sich das Land in welligen

*) Das Königreich Württemberg hat 19 503 qkm (350 □ Meilen).

Höhenzügen fort. „Von der Küste aus gesehen, erhebt in nebelgrauer Ferne, 20 Stunden landeinwärts, der Atakla frei aus der Ebene seinen fargförmigen Rücken. An seinem Fuße liegen etwa sieben Dörfer; aber auch sein Rücken ist bewohnt. In regenlosen Jahreszeiten muß das Wasser mühevoll hinaufgeschafft werden. Wegen seiner Gestalt und Lage bildet der Berg eine natürliche Festung. Hinter ihm, etwa vier Stunden weit, erhebt sich in anmutigen Wellenzügen nach und nach das Terrain zu dem etwa 530 m hohen Gebirgsland. Erst in dieser Höhe beginnt der üppige Pflanzenwuchs eines afrikanischen Tropenklimas; hier erhebt sich die afrikanische Eiche 20 bis 25 m in die Höhe, dort reckt sich der mächtige Stamm des Wollenbaumes (Bombax) gen Himmel, aus dem der Eingeborene sein Boot zimmert, in welchem er unerschrocken der brandenden See trotzt, um die europäischen Güter des angekommenen Handelsschiffes abzuholen oder auf hoher See Fischfang zu treiben. Im unheimlichen Laubedunkel aber haufen Leoparden, Tiger und Zibethkatzen, wilde Schweine, Riesenschlangen und Affen aller Art. Der Urwald wechselt in malerischer Weise hin und wieder ab mit freien Feldern, den Kulturstätten und Plantagen der Neger, denen wir oft inmitten von Busch und Wald begegnen.“ (Oberländer.)

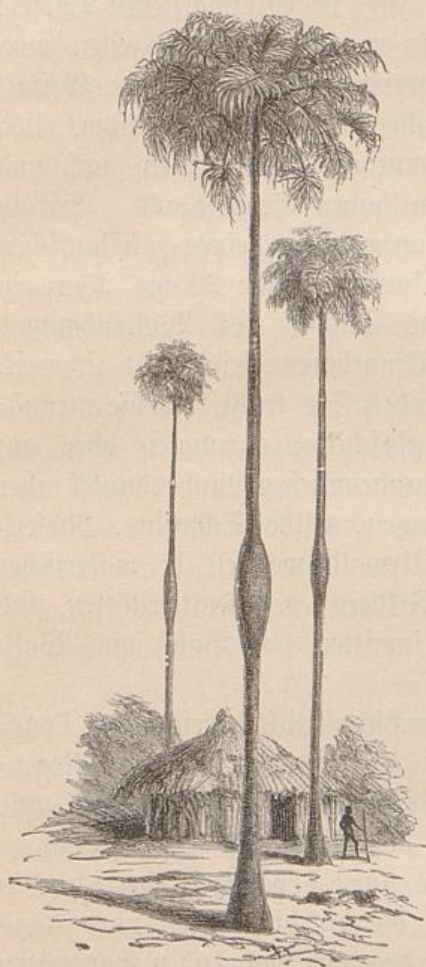
Das Klima ist ein tropisches; durchschnittlich herrscht im Togo-lande eine Temperatur von 25 bis 27° C. Es gibt hier zwei Regenzeiten, eine große und eine kleine. Erstere beginnt Ende April und endet im August; letztere reicht von der Mitte des Oktober bis in die ersten Tage des Dezember. Die zur Trockenzeit herrschenden kühlen Nächte (16 bis 17° C), sowie die zu dieser Zeit vormittags sich entwickelnde frische Seebrise machen den dort wohnenden Europäern das Klima erträglich.

Der Pflanzenwuchs ist in manchen Gegenden, namentlich an den Flußläufen und Bergen, ein sehr üppiger. Angebaut werden von den Eingeborenen Jams (ein Knollengewächs, dem Inhalte nach unsern Kartoffeln ähnlich), Kaffaven (eine Rübenart), süße Kartoffeln, Tigernüsse, Bohnen, Mais, Reis, Bananen und Baumwolle. Als Kulturbäume sind zu nennen die Fächerpalme, Kokospalme und die Öl- oder Weinpalme. Die Fächerpalme (*Borassus flabelliformis*) liefert ein dauerhaftes Holz, das zum Bauen der Häuser verwandt wird. Die Blätter dienen zur Bedachung der Hütten und werden auch als Papier benutzt. Die Kokospalme (*Cocos nucifera*) wird hauptsächlich ihrer Früchte wegen gezogen, doch werden auch die Blätter zur Bedachung, sowie zu Matten und Körben gebraucht. Die Öl- oder

Weinpalme (*Raphia vinifera*) liefert Fruchtöl, das zur Fabrikation der Stearinlichte gebraucht wird, außerdem einen schönen Saft, den

die Eingeborenen dem Stamme abzapfen, um aus demselben einen Wein, ihr Lieblingsgetränk, zu bereiten. Aus dem frischen und süßen Saft der Kokos- und Fächerpalme wird Urak bereitet.

Die Eingeborenen des Togo- oder Ewe-Landes gehören zu den Negern und nennen sich Eweawo, d. h. Eweer oder Ewe-Neger. Die Bewohner der Küste sind kräftige, beinahe zwei Meter hohe Gestalten, die des Innern dagegen erreichen nur eine mittlere Größe. Im allgemeinen herrscht bei den Eweern die Polygamie; man kauft sich das Weib, das für den Unterhalt der Familie Sorge zu tragen hat, für 120 Mark. Bis zum 10. Jahre liegt die Erziehung der Kinder den Müttern ob, bei allen Arbeiten wird das Kind von der Mutter auf dem Rücken mit herumgeschleppt. Vom 10. Jahre ab muß der Knabe dem Vater bei seiner Arbeit behülflich sein.



Öipalme.

Die meisten Männer beschäftigen sich mit Landbau, Fischfang oder Handel; an Gewerbetreibenden findet man Schmiede, Sattler, Gerber, Töpfer, Weber und Färber. Das fruchtbare Land um einen Wohnort ist gewöhnlich Gemeingut; wer es gerade bebaut, gilt als der zeitweilige Besitzer. Zweimal wird jährlich geerntet: im Juli und November; ausgesät wird im April und September. Die durch das Verbrennen des Grases und der Sträucher gewonnene Asche dient als Dünger. Das einzige Gerät zum Bearbeiten des Bodens ist eine sehr einfache Hacke.

Die Kleidung der Eweer besteht aus einem um die Lenden geschlungenen Gurt und aus einem großen Stück Zeug, das bis zu den Füßen reicht. Will man sich besonders fein kleiden, so kommen dazu noch Sandalen, die mit Silber eingefast sind und ein grauer

europäischer Filzhut. Die Kleidung der Frauen ist im allgemeinen dieselbe. Etwa drei Viertel der Eingeborenen tragen das Haar kurz geschoren, die übrigen bringen es in die wunderlichsten Formen.

Die Hauptnahrungsmittel sind Yamswurzeln, Reis, Bananen, Mais, Kaffaven und das Fleisch der Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Fische und wohl auch das der Katzen, Waldratten, Feldmäuse und der Schlangen. Die Hauptmahlzeit der Eweer ist abends. Die Speisen zu salzen wird als Leckerei betrachtet, und nur Reiche erlauben sich diesen Luxus. Will man von jemand sagen, daß er reich ist, so heißt es: „Er ißt Salz zur Mahlzeit.“ Löffel, Gabeln und Messer sind Luxusgegenstände. Außer dem Palmwein ist der Branntwein, der von den Europäern in großen Mengen eingeführt wird, das Hauptgetränk.

Die Wohnungen sind ziemlich einfach; es sind $1\frac{1}{2}$ m hohe, runde oder viereckige, aus Lehm gebaute Hütten, welche mit Bambusrohr oder Gras bedeckt sind. Im Innern sind gewöhnlich drei Räume, in welchen sich das nötige Kochgerät, ein paar Stühle und eine etwas erhöhte Lagerstätte befindet. Die Thüren dienen zugleich als Fenster und werden abends durch eine Matte geschlossen. Die Frauen besitzen ihre eigenen Hütten. Die einer Familie gehörigen Wohnungen werden mit einem Zaune umgeben. Der Hofraum, in welchem abends beim Mondschein Spiele und Tänze aufgeführt werden, ist Familieneigentum. Die Ortschaften sind entweder Städte oder Dörfer, einzelne Höfe kommen selten vor. „Eine Stadt unterscheidet sich von einem Dorfe dadurch, daß jene ein organisiertes Rats- und Gerichtskollegium besitzt, an dessen Spitze ein Häuptling steht. Amt und Würde des Häuptlings erben weiter auf den Sohn seiner ältesten Schwester. Jede Stadt zerfällt in Bezirke; die darin Wohnenden bilden eine militärisch eingerichtete Kompagnie mit Fahnen und Trommeln. Eine Anzahl von Städten und Dörfern bilden ein größeres Ganze, das unter einem Kreishäuptling steht. Die höchste Gewalt vereinigt in sich der König des Landes mit seinen Ältesten, die allein über Leben und Tod verfügen können. Die Gesetze bestehen nur in mündlichen Überlieferungen; die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich unter den Bäumen des Marktplazes. Auf Rechnung des Verurteilten ergötzen sich nach dem Schluß der Sitzung die Richter an Palmwein und Rum und gehen in später Abendstunde selig nach Hause. Ehebruch, Diebstahl und ähnliche Verbrechen werden mit Geld bestraft. Für Mord und Totschlag ist die Sühne das strengste Vergeltungsrecht.“

Die Hauptstadt des Landes ist Togo am Togossee mit 3000 Einwohnern. (Togo bedeutet hinter der Lagune.) Die Stadt besteht

aus 5 Dörfern, die mit Kokospalmen- und Bananenwäldern umgeben sind. An der Küste liegen die Orte Lome oder Bey Beach (Bey-Strand), Bagidá, Porto Seguro, ein sehr unsauberer Ort mit 1200 Einwohnern, Bgun Kope und Klein-Popo (Popo = Volk). Die im Innern liegenden Orte Aguwe, Lebe, Abobo, Gbome, Seva, Agome, Oba haben je etwa 1000 Einwohner; 40 km vom Strande entfernt liegt der Ort Adangbe (7—8000 Einwohner). Das Dorf Wo, nördlich vom Wo-See, ist ein großer Handelsort in Palmöl, jeden fünften Tag strömen wohl an 6000 Neger dort zusammen.

Die Dörfer im Innern des Landes sind sauberer als diejenigen der Küste, dagegen sorgen die Küstenneger durch mehrmaliges Waschen an jedem Tage mehr für die Reinlichkeit des Körpers.

Nordöstlich von Lome liegt nahe an der Lagune die heilige Fetischstadt Be (2500 Einw.), welche dem mächtigsten aller Untergötter, dem Sternschnuppen- und Kriegsgotte Njikpla geweiht ist, den sich die Neger zu Pferde sitzend und in europäischer Kleidung denken. Dieser Gott duldet nicht, daß jemand seine Stadt reitend oder in europäischer Kleidung betrete. Will also ein Europäer diesen heiligen Ort besuchen, so ist er genötigt, sich seiner Kleider zu entledigen. Der Afrikareisende Zöllner, der das Togoland besuchte und auch die Stadt Be kennen lernen wollte, kam mit seinen Begleitern auf dem Wege dahin durch den Ort Klein-Be. „Schon hier“, sagt er, „fanden wir mit Malereien und allerhand Flittertand ausgeputzte Fetischhäuser, sowie aus rotem Thon zusammengeklebte Fetischpuppen in Hülle und Fülle. Aber diese in allen Größen vorhandenen und meist unter einem sehr ursprünglichen Dache stehenden Götzen waren schlecht und sorglos gearbeitet. Mit ihrem Aufputz von Kaurimuscheln als Augen und Lumpen als Kleidung glichen sie, von der Farbe abgesehen, unsern Schneemännern; manche sahen so urkomisch aus, daß man sich bei ihrem Anblicke des Lachens kaum enthalten konnte.“ Vor der Stadt Be angekommen, wurde ihm und seinen Begleitern nach langem Palaver*) mit etlichen Häuptlingen des Ortes und nachdem sie ihre Kleider abgelegt (die Hosen durften sie ausnahmsweise anbehalten), gestattet, den Ort zu betreten. Das Fetischhaus im Innern zu betrachten, wurde ihm nicht erlaubt. Während die Hütten der übrigen Ortschaften viereckig gebaut sind, haben die der Stadt Be eine runde Form und sind mit kegelförmigen, etwa 10 m hohen, spitzen Dächern bedeckt, die bis weit auf den Boden hinabreichen. Die Mädchen und Frauen sind sehr dürftig gekleidet;

*) Beratung, Besprechung.

sie tragen gewöhnlich nur einen etwa fingerbreiten Streifen Zeug, der an einer um die Hüften gebundenen Schnur befestigt ist. Von den im Togoland wohnenden Europäern wird er gewöhnlich nur „Schlips“ genannt. Tätowierung ist unter ihnen allgemein. „Weit mannigfaltiger als die Kleidung der Frauen ist die der Männer; sie steigt von der einfachen Schwimmhose aufwärts bis zur Toga, zur Zipfmütze und jenen 2—3 Fuß breiten und beinahe 1 Zoll dicken Strohhüten, die gleichzeitig als Hut und als Regenschirm dienen. Niemals sieht man hier einen männlichen Neger ohne ein dolchartiges Messer; im übrigen besteht ihre Bewaffnung aus sehr kurzen, in einer Scheide von Fischhaut steckenden Schwertern, die teils an der Seite (sowohl rechts als links), teils an einer über den Oberarm befestigten Schnur getragen werden. Ihre Steinschloßgewehre, ihre Lanzen und jene an einer Stange befestigten Bajonette, die man so häufig bei den ihre Warentransporte geleitenden Negern sieht, pflegen diese niemals zu den Ratsversammlungen mitzubringen. (Böllner.)

Die Haupthandelsplätze sind: Lome, Bagidá, Porto Seguro und Klein-Popo oder Anehó. Ausfuhrartikel sind Palmöl und Palmkerne (Kopra), gegen welche die Neger Gewehre, Pulver, Tabak, Spirituosen, Salz, Taschentücher, Rattune, Glaskorallen, Decken, Hemden u. s. w. eintauschen. In Lome, wo sieben Faktoreien bestehen, beträgt der Jahresumsatz über 1 Million Mark; fast sämtliche eingeführte Waren stammen aus Deutschland. In Bagidá beträgt die Einfuhr an europäischen Waren etwa 306 000 Mark, in Klein-Popo nahezu 1½ Millionen Mark. Da die Küste vollkommen havenlos ist, müssen die Schiffe in offener See vor Anker gehen. Durch die stets hier herrschende Brandung wird der Verkehr zwischen Schiff und Land sehr erschwert. Menschen und Waren sind beim Landen gewöhnlich mehr oder weniger durchnäßt, und nicht selten kommt es vor, daß das Boot umschlägt.

Unter den westlich vom Togoland wohnenden Eingeborenen der Goldküste, den Fanti, ist folgende Geschichte von dem Ursprung der Weißen entstanden: „Meine Brüder, ihr seht einen weißen Mann. Er ist zu schlecht. Er ist verflucht. Ihr werdet euch wundern, daß Gott solchen Menschen erlaubt, in die Welt zu kommen. Ich will euch sagen, wie das geschah. Vor langer, langer Zeit lebten in einem schönen Garten zwei Nigger, Adam und Eva; da gab es süße Bananen, süße Kartoffeln und Wein, ach, beinahe zu viel. Die hatten zwei Söhne, der eine hieß Kain und der andere hieß Abel. Kain schlug seinen Bruder Abel tot, lief davon und versteckte sich im Walde. Da

kam Gott vom Himmel und rief: „Kain, du denkst wohl, ich sehe dich nicht, du Buschnigger? Komm nur heraus, Kain!“ Kain fürchtete sich zwar, kam aber endlich doch heraus und sprach: „Hier bin ich, was willst du, Massa?“ Gott sagte: „Wo ist dein Bruder Abel?“ Auf diese Frage wurde Kain aus Furcht über und über weiß. Seht, Brüder, dieser Kain war der erste weiße Mensch.“

Das Togoland wurde am 5. Juli 1884 in einer Ausdehnung von 1° 15' bis 1° 34' östl. L. von dem als Kaiserlicher Kommissar dort auftretenden Afrikareisenden Dr. Nachtigal als deutsches Schutzgebiet erklärt. Die nächste Veranlassung dazu waren die häufigen Klagen der dortigen deutschen Kaufleute über englische Gewaltthätigkeiten und Intriguen. Die jetzigen, w. o. angegebenen Grenzen sind mit England und Frankreich vereinbart worden. Die Verwaltung wird ausgeführt durch einen Kaiserlichen Kommissar, dem ein Sekretär und Zollverwalter zur Seite steht. Der Sitz der Regierung ist in Klein-Popo. Von einem preußischen Feldwebel sind etwa 30 Mann Eingeborene militärisch ausgebildet worden, um den Polizeidienst zu versehen. Sie sind bekleidet mit einem weißen Baumwollanzug und bewaffnet mit einem Mauser-Karabiner. Sie sollen sich bereits durch Gewissenhaftigkeit im Dienste rühmlichst auszeichnen.

B. Besitzungen in Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika.

(Siehe Karte 3).

Die in Ostafrika erworbenen Gebiete sind für uns die wichtigsten, weil nicht nur daselbst Handel und Plantagenbau betrieben werden kann, sondern auch in großen Länderstrecken das Klima derart ist, daß, wenn die Verhältnisse es einst gestatten, wohl auch Europäer dort sich ansiedeln können.

Nachdem durch das letzte Übereinkommen mit England die deutsche Interessensphäre südlich bis zum Rovuma, westlich zum Tanganjika-See und dem Kongostaate und nördlich zum Viktoria-Nyanja, der bis 1 Grad südlicher Breite hierher gehört, reicht, besitzt Deutschland hier ein zusammenhängendes Gebiet von über 20 000 □ Meilen*) (1100 000 qkm). Die Küstenlänge beträgt etwa 150 deutsche Meilen. Weiter steht unter deutschem Schutze das Wituland, nordöstlich von

*) Größe des Deutschen Reiches: 540 594 qkm (9818 □ M.).

der Mündung des Tana. Der östliche Teil des Somallandes*) vom Tana bis zum Kap Guardafui, etwa 12000 □ Meilen (660000 qkm) groß, ist ebenfalls durch Verträge von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erworben worden.

In topographischer Beziehung ist Centralostafrika einzuteilen in die Küstenregion, die Bergregion (1000—1500 m) und in die Hochplateaus. Die Gebirge treten nirgends an die See heran. Längs der Küste zieht eine von sanften Hügeln durchzogene Alluvialebene, in der sich während der trockenen Jahreszeit an den Flußläufen Weiher, Röhrichte und Sümpfe mit schwarzem, stinkenden Schlamm bilden. Von dem ebenen Küstensaume an steigt der Boden terrassenförmig zu dem 1200 bis 2000 m hohen Hochlande empor, auf welchem sich mehrere Gipfel bis zu 6000 m erheben, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. Nach Westen fällt das Hochland, das teils flach, teils wellig und mit Buschwerk bewachsen ist, allmählich nach den großen Seen hinab.

Die Hauptgebirge in Centralostafrika sind das Kilima-Ndjaru und das Keniagebirge; ersteres erhebt sich bis etwa 6000 m, letzteres bis 5500 m. „Den Kilima-Ndjaru darf man sich als eine große unregelmäßig birnenartige Masse vorstellen, deren große Achse von Südost nach Nordwest streicht und beinahe 100 km lang ist. Die kleine Achse, senkrecht zur großen, mißt nur etwa 50 km. Die südliche Abdachung des gewaltigen Berges bildet die Landschaft Dschagga, einer großen Hochfläche oder Terrasse vergleichbar. Dieselbe steigt auf einer Strecke von 20 km von 1220 m bis zu 1830 m an. Der Charakter dieses Landes ist äußerst reich und wohlthuend, und seine mannigfaltigen angebauten Stellen heimeln den Reisenden an. Das Hochland ist der einzige bewohnte Teil des Berges; mit seinem fruchtbaren Boden und der reichlichen Bewässerung durch zahllose Flüsschen, die das Land charakterisieren, bietet es alle Vorbedingungen für gedeihlichen Ackerbau. Doch sind bloß die Mitte und die niedrigen Abhänge der Terrasse angebaut, weil die Luft in Höhen von über 1500 m für die Eingeborenen zu kalt und angreifend ist.“ Die Abhänge des Kenia zeichnen sich ebenfalls durch große Fruchtbarkeit aus. Die vom Sambesi bis zum Juba östlich des Hochlandes zum Indischen Ozeane hin sich ausbreitende Terrassenlandschaft ist die ausgedehnteste von ganz Afrika; sie ist im allgemeinen sehr fruchtbar und gut bewässert und hat Berge von 600 bis 1000 m aufzuweisen.

*) Siehe Seite 73.

Die drei größten mittelafrikanischen Seen, die sich im Westen des Hochlandes ausbreiten und zum teil in das deutsche Interessengebiet fallen, sind der Nyassa, der Tanganjika und der Viktoria-Nyanja.

Der Nyassa, dessen nördlicher Teil in der deutschen Interessensphäre liegt, ist langgestreckt, liegt etwa 460 m über dem Meere und wird bald von steilen, bald von hügeligen Gebirgen umgeben. Er ist 4 bis 12 geographische Meilen breit und teilweise von beträchtlicher Tiefe. Am Ufer hat er eine hellgrüne, in der Mitte eine tiefblaue Farbe. Der vielen und heftigen Stürme wegen, die auf ihm herrschen und auch oft ganz plötzlich auftreten, ist die Schifffahrt sehr gefährlich. An seinem Südennde hat der Nyassa in dem kataraktenreichen Schire einen Abfluß zum Sambesi.

Der Tanganjika, 750 m über dem Meere gelegen, ist 750 km lang und 52 km breit. Er wird von schön bewaldeten Bergen umgeben, ist sehr buchtenreich und besitzt eine beträchtliche Tiefe, die vom Ufer oft sehr rasch zunimmt. Seine Farbe ist seegrün oder lichtblau. Der Tanganjika ist sehr fischreich und hat eine äußerst fruchtbare Umgebung, in der zahlreiche Dörfer und mehrere kleinere Seen liegen, die sich durch ihre herrliche Lage auszeichnen. Von Osten empfängt er in dem Malagarasi seinen Hauptzufluß, der von der Wasserscheide zwischen dem Tanganjika und dem Viktoria-Nyanja kommt. Sein Abfluß, der Lukuga, führt zu der tiefer gelegenen Seenkette des Kongo und Qualaba, der bei Nyangwe in einer Höhe von 663 m fließt. „Kühn, wechselvoll, wahrhaft alpin ist die Landschaft auch noch in weiterer Umgebung des Tanganjika und vor allem in jenem gebirgigen Isthmus, der diesen vom Nyassa trennt. Aber eben dadurch sind Verkehr und Besiedelung in diesem Gebiete am schwächsten entwickelt, so daß die auf den ersten Blick für den inneren Verkehr Afrikas bedeutsame Nachbarschaft des Tanganjika und Nyassa ohne praktische Früchte im Wechselverkehre ihrer Bewohner geblieben ist.“ Vom Tanganjika führen die großen Karawanenstrassen aus dem Innern nach der Ostküste Afrikas.

Der Viktoria-Nyanja, von der dortigen Bevölkerung Nyanja, von den Arabern nach einer Insel im Südosten des Sees „Ukerewe“ genannt, hat meist flache und hügelige Ufer, eine hellblaue Farbe und ist sehr inselreich. Er liegt ungefähr 1230 m über dem Meere und hat eine Länge und Breite von etwa 45 geographischen Meilen. Der von Süden kommende Schinoju, dessen Quelle unter dem 5. Grade südlicher Breite in Unjamvesi liegt, gilt als sein größter Zufluß und wird von manchen als der eigentliche „Nil-Quellfluß“ angesehen.

Nach Osten fließen von den Gebirgen zahlreiche Flüßchen, die sich zu kräftigen, in ihrem Unterlaufe schiffbaren Strömen entwickeln. Die hauptsächlichsten sind: der Kovuma, östlich vom Nyassa entspringend, der Umbe-Kuru, der Rufidschi (Lufidschi), welcher etwa unter dem 8. Grade südlicher Breite mündet und ein großes Delta bildet. Sein größter Nebenfluß ist der Rueha; beide entspringen nördlich vom Nyassa. Der Insel Sansibar gegenüber münden der Ringani, Wami und Rufu, von denen der letztere am Kilima-Ndjaru entspringt und auch in der trockenen Jahreszeit eine Tiefe von 4 m hat. Weiter nördlich folgen noch einige Ströme, die nur in ihrem Unterlaufe bekannt sind, wie der Sabaki, Tana, beide vom Keniagebirge, und im Somallande der Zuba und Webbi.

Nach den Völkerschaften, die Deutsch-Ostafrika bewohnen, zerfällt es in viele Landschaften. Die wichtigsten sind:

- a) der Küste entlang: Wagindo, Waschensi, Usaramo, Ukuere, Ujeguha, Usambara;
- b) im Gebirgsland: Wangindo, Wamatschonde, Mahenge, Chutu, Ukami, Usagara, Uguru;
- c) auf dem Hochland und nach den Seen hin: Ubena, Usango (Urori), Uhehe, Ugogo, Massailand (Pare, Uruscha, Kilima-Ndjarogebiet bis westlich zum Viktoria-Nyanja), Ukonongo, Ugalla, Ujindja, Unjamwesi, Ukawendi, Uonisa, Udschidsi, Uhha, Karagwe.

Über die Bodenverhältnisse und Fruchtbarkeit etlicher Landschaften möge aus verschiedenen Berichten von Afrikareisenden und Missionaren einiges hier erwähnt werden.

Burton schreibt über Usaramo: „Usaramo wird in seiner ganzen Länge durch die wasserreichen Thäler des 50 Ellen breiten, schiffbaren und sehr fischreichen Ringani und des Ugeta durchschnitten. Der Boden ist überall mit reicher, üppiger Vegetation, die sich stets selbst als Dünger dient, bedeckt. Teilweise glaubt man in einen Park versetzt zu sein.“ „Das Land Ujeguha“, sagt der englische Missionar Laft, „ist im allgemeinen flach und leicht wellig. Näher der Küste nimmt das Land ein parkähnliches Aussehen an, mit weitgedehnten Rasenflächen, die hier und da durch Waldungen unterbrochen werden; die Waldbäume sind mit zahllosen Schlingpflanzen bedeckt und beschatten dichtes Unterholz.“ Die Landschaft Usambara nennt L. Krapf „das ostafrikanische Alpenland, in welchem Berg auf Berg, Bach auf Bach, Schlucht auf Schlucht folge, wo, je höher man steige, desto kühler und angenehmer die Luft werde, wo kühles Wasser aus den Granitfelsen

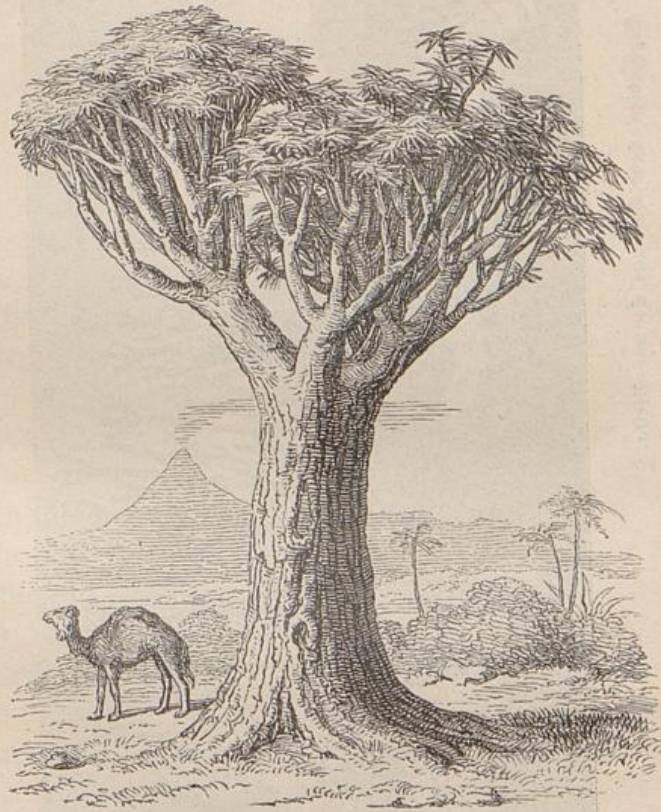
rinnt und überall kleine Weiler hervorragen mit Anpflanzungen von Weischofn, Reis, Bananen und Zuckerrohr.“ Von Ukuere rühmt Pater Horner: „Welch schöne Gegenden, die niemand bewundert, gibt es in diesem Lande! Und welch reiche Schätze sind dort in der Erde vergraben, um die kein Mensch sich ernstlich kümmert. Mit ein wenig Anbau könnte man die Lebensmittel vermehren, köstlicher Wein ließe sich auf den Hügeln erzielen! Die Erde ist so fruchtbar, daß sie die Arbeit des Menschen fast überflüssig macht.“ Der oben erwähnte Missionar Laet, der sich acht Jahre in Usagara und Nguru aufgehalten, berichtet über diese Landschaften: „Niemand fehlt es irgendwo an Nahrungsmitteln in diesen Bergen, und unter europäischer Leitung könnte die gegenwärtige Produktion noch in enormem Maße gesteigert werden. In der Mitte der Landschaft Usagara liegen die Pumbaberger, die durch Eisengruben interessant sind. Es gibt hier herrliche Gegenden für Ansiedelungen. Das Klima ist sehr gesund, namentlich in den Bergdistrikten.“ Die Landschaft Dschagga am Kilima-Ndjaru schildert Rebmann in folgender Weise: „Je mehr wir uns von dem Fluße den Dschaggabergen näherten, desto reichere Vegetation fanden wir hier. Hier und da große prächtige Bäume, wie ich sie an der Küste noch nirgends gesehen habe. Endlich traten wir in ein herrliches Wiesenthal ein, das dick mit Gras bewachsen war, welches uns bis an die Hüften reichte. Reiches Futter für Tausende von Kühen. Ich betrachtete das schöne Land, das von Fruchtbarkeit zu strotzen schien und die größten Gegensätze im verhältnismäßig kleinen Umfang darbot. In meiner nächsten Umgebung der schöne Gonafluß, und an seinen Ufern, sowie am Fuße der Berge umher der reichste Pflanzenwuchs, ganz schwarzgrün — ewiger Sommer.“ Am Südabhange des Kilima-Ndjaru liegt Moschi, die Residenz des Häuptlings, in herrlicher Lage auf einem 1066 m hohen schmalen Bergrücken, zu dessen Bewässerung die Bewohner das Wasser eines Baches durch kleine Kanäle über den ganzen Bergrücken leiten. Nach Süden hat man eine meilenweite Aussicht über Berge und Höhen, nach Norden erblickt man die schneebedeckten Gipfel des Kilima-Ndjaru und Kimawenzi und in südwestlicher Richtung den gewaltigen, 5000 m hohen Meruberg. Ugogo ist ein welliges Tafelland von geringer Fruchtbarkeit; nur zur Regenzeit hat es ein gutes Aussehen, sonst ist es braun und wüstenartig. Unjammesi ist ein 1000—1200 m hohes Hochland mit zahlreicher Bevölkerung. Den nördlichen Teil des Landes nennen die Bewohner Usukuma (Mitternachtsland), den südlichen Utafama (Mittagsland). Über die anderen Gebiete lauten die Berichte ebenfalls meist sehr günstig.

Was das Klima in Central-Ostafrika anbetrifft, so läßt sich, den Berichten nach, im allgemeinen folgendes sagen: In den Niederungen, besonders an den Flußmündungen, ist es ungesund, da sich daselbst die Malaria, das Tropenfieber, häufig zeigt; in der Bergregion dagegen ist es gesund, teilweise sogar vortrefflich zu nennen. Es steigt von der Glut der Tiefebene bis zur Kälte des ewigen Schnees. Im Küstengebiete gibt es vier Jahreszeiten, zwei trockene und zwei feuchte, im Hochland, nach den Seen hin, nur zwei, wovon jede etwa sechs Monate währt. Am Tanganjika beginnt die Regenzeit im September, in Unjamwesi im November und dauert bis zum Mai. Sie beginnt und schließt mit heftigen Gewittern, die häufig von Hagel begleitet sind. In der trockenen, der gesunden, Zeit beträgt die Mittagswärme im Schatten 45° C., die Nächte sind kühl. Die einheimischen Infektionskrankheiten, welche dem Europäer gefährlich werden können, sind Dysenterie und Malaria, doch besitzen wir gegen erstere in der Brechwurzel (Ipecacuanha), gegen letztere in dem Chinin ausgezeichnete Mittel zur Bekämpfung derselben. Hitzschlag und Sonnenstich kommen selten vor. Fieberfreie Küstenplätze sind Barawa, Marka und Madischu; zu den gesunden rechnet man noch Lamu, Witu und Mombassa, zu den ungesunden vor allen Bagamoyo und Kiloa. Sansibar hat ein verhältnismäßig gutes Klima, doch muß der dort wohnende Europäer auf eine frei gelegene, gut ventilirte, trockene, reinliche und geräumige Wohnung achten, muß sich so viel als möglich der geistigen Getränke enthalten und an regelmäßige Muskelbewegung gewöhnen. Die meisten Fieber kommen in der Zeit vor, in welcher Sonnenschein und Regen öfter wechseln und Windstille herrscht. Die Frage, ob im gemäßigten Klima der Berggegenden Europäer sich ansiedeln können, wird theils mit „ja“, theils mit einem entschiedenen „nein“ beantwortet. Mögen zwei Antworten auf diese Frage hier folgen. Dr. Fischer, der sich sieben Jahre in Sansibar aufgehalten, schreibt: „Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß daran nicht im entferntesten gedacht werden kann, und es ist unbegreiflich, wie Zeitschriften und Vereinsblätter oft, anstatt solche schädliche Illusionen zu zerstören, vielmehr alle möglichen Argumente herbeiziehen, um zu beweisen, daß das Klima im Innern sehr gut sei und eine Akklimatisation des Europäers gestatte. . . An die Herzthätigkeit ist in dem heißen Klima eine viel größere Anforderung gestellt als in dem gemäßigten, das können wir ja im Sommer an uns selbst erfahren. Der Europäer, der in den Tropen mit angestrongter Muskelthätigkeit arbeitet, wird bald kurzatmig, seine Schlagadern pulsieren heftig, das Gesicht färbt

sich oft blaurot. . . Für das gesammte tropische und zum Teil auch subtropische Afrika hat folgender Satz Gültigkeit: Die gesunden Gebiete sind die unfruchtbaren, und die fruchtbaren sind die ungesunden. In der Sahara und in Lüdrikland gibt es kein Fieber, dort wächst aber auch kein Grashalm.“ Pogge dagegen sagt: „Der Ansicht vieler Reisenden, daß ein Europäer hier (im südäquatorialen Hochland) keine Handarbeiten dauernd vornehmen könne, widerstreite ich auf das entschiedenste. Ein europäischer Arbeiter wird gewiß nicht imstande sein, ohne gesundheitschädliche Folgen hier ebenso lange und schwer zu arbeiten wie in Europa, aber ebenso zweifellos wird er vermögen, ohne erhebliche und der Gesundheit nachteilige Körperanstrengung des Morgens und während des späteren Nachmittags einige Stunden leichte landwirtschaftliche Arbeiten etwa mit dem Pfluge zu verrichten — und eine Arbeitsstunde bringt in landwirtschaftlicher Beziehung hier in Afrika vielleicht zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland. Hausarbeiten (d. h. Arbeiten im Schatten eines Hauses vollzogen) werden hier von Europäern ebenso lange vorgenommen werden können, wie in Europa; denn es ist nicht die relative Wärme, sondern es sind die brennenden Strahlen der Sonne, die weh thun und vor denen namentlich ein Ankömmling sich schützen muß.“ Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß in unsern Besitzungen sich Gegenden finden, in denen auch der Europäer selbst, oder mit Hilfe der Eingeborenen, Landwirtschaft treiben kann, doch muß vorläufig vor der Auswanderung nach Ostafrika dringend gewarnt werden. „Um eine Auswanderung dorthin statthaft erscheinen zu lassen, ist einerseits eine eingehende Erforschung und Beschreibung der dafür passenden Landschaften und andererseits die Festigung der politischen Verhältnisse und die Schaffung geeigneter Verbindungen mit der Küste eine vorher zu erfüllende Voraussetzung.“ Will der Europäer die großen ostafrikanischen Gebiete sich nutzbar machen, so ist er genötigt, den Neger zur Arbeit heranzuziehen. Aus freiem Antriebe arbeitet der Neger nicht; er hat auch nicht nötig, sich sehr anzustrengen, da ihm die Natur auch ohne sein Zutun fast alles reichlich gibt, was er zu seinem Lebensunterhalte braucht. Der Neger kann aber zu allen Arbeiten herangezogen werden, da er Intelligenz genug besitzt. Es muß deshalb seiner geringen Arbeitslust durch einen gewissen Druck oder Zwang etwas nachgeholfen werden, und er wird denselben auch nicht sehr empfinden, wenn ihm für seine geleistete Arbeit ein entsprechender Lohn zu teil wird. „Selbst für sehr hohen Lohn“, sagt Fischer, „erhält man keinen freien Neger zur Feldarbeit (Sansibar). Ebensowenig behagen ihm die anderen schweren Arbeiten,

wie Steinebrechen, Lehm- und Sandholen, Lastenschleppen u. s. w. Alle diese und viele andere Arbeiten werden bis auf den heutigen Tag ausschließlich von Sklaven besorgt. So geschieht das Sammeln der Orseilleflechte, das Fischen der Naurinuscheln, das Kopalgraben ebenfalls nur durch Sklavenhände. Die Arbeiten in den europäischen Faktoreien werden fast ausschließlich durch Sklaven verrichtet. Kurz, der ganze Handel und Verkehr beruht noch heutigestags auf der Sklaverei.“ —

Aus dem Pflanzenreiche sind in den obengenannten Landschaften vertreten: Sorghum oder Durra, Mais, Dagoja (Eleusine), Weizen, Gerste, Reis (Brotfrüchte) — Bananen, Kokospalmen, Sykomoren, Brotfrucht bäume, Feigenbäume, Oliven, Mandelbäume, Mangobäume, Drangen (Fruchtpflanzen) — Boababs, Tamarinden, Mimosen, Platanen,



Drachenbaum.

Lotosbäume (Waldbäume) — Ebenholz, Riesenbuchsbaum, Dammasbaum (Combretacea propria), welcher wohlriechenden Gummi ausschwitzt, Akazien, Dracaenen, Leuchter-Euphorbia, Nadelhölzer (Nutzhölzer) — Sesam, Butterbaum, Ölpalme, Ricinus (Ölpflanzen) —



Euphorbien : Sanddorn aus Central = Afrika.



Euphorbien-Landschaft aus Central-Afrika.

Baumwolle, Pandanus (Gewebestoffe) — Zimmetbäume, Koriander (Gewürzpflanzen) — Futterkräuter liefern viele Gräser und Kräuter. Unter den Gemüsepflanzen findet man fast alle europäischen. Der Missionar Last zog auf der Station Mamboia Kartoffeln, Rüben, Maniok, Möhren, Pastinaken, Zwiebeln, Rettich, Lattich und verschiedenerlei Kohl.

Die für Deutschland wichtigsten Gewächse sind Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Reis und Mais. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat zur Bebauung derselben bereits eine ganze Anzahl Stationen angelegt.

Auf der Station Simaberg (Ujagara) wird hauptsächlich gebaut: Tabak.

" " " Kiora (Ujagara): Baumwolle.

" " " Dunda (Ujaramo): Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Reis, Mais, Bohnen u.

" " " Madimola (Ujaramo): Baumwolle, Tabak, Reis, Mais.

" " " Korogwe (Ujambara): Mais, Bananen, Cocos, Bohnen, Kartoffeln u.

" " " Ujaungula (Ujaramo): Baumwolle, Tabak, Bohnen, Mais.

" " " Petershöhe (Ujeguha): Baumwolle, Reis, Mais, Bohnen, Bananen u.

Die Ostküste Afrikas soll, wie Krapf meint, so viel Baumwolle erzeugen können, daß ganz England damit befriedigt werden könne.

Kaffee wird in Ujambara gezogen.

Außerordentlich reich ist die Tierwelt in Ostafrika, besonders im Somallande, vertreten. In großen Herden findet man Rinder, Schafe, Ziegen; Pferde kommen im nördlichen Somallande vor. Die große Ausfuhr an Elfenbein ist ein Beweis für den Reichtum an Elefanten. Weiter trifft man in Herden beisammen: Büffel, Zebras, Esel, Giraffen und Antilopen, Hirsche, Gazellen, Steinböcke, Hasen, Schweine, Flußpferde und Rhinocerosse. Von den Raubtieren sind vertreten: Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Füchse und Zibethkatzen und von den Affen zwei Arten der Hundsaffen (*Cynocephalus*). Aus der Vogelwelt ist vor allen der Strauß zu nennen (im Somalland), weiter kommen vor Geier, Adler, Falken, Raben, Ziegenmelker, Fringilliden, Hühnerarten, Stare, Kolibris, Honigvögel, Trappenarten, die ägyptische Gans, Regenpfeifer, Reiher und Pelikane. Die Flüsse und das Meer sind reich an Fischen aller Art, außerdem kommen vor Fischottern, Krokodile, Riesenschildkröten. Die den Pferden und Rindern sehr schädliche Tsetsefliege wird selten angetroffen.

Deutsch-Ostafrika wird an der Küste hauptsächlich von Suahelinern und im Innern von Bantustämmen bewohnt. Die Suaheli sind ein Mischlingsvolk aus Eingeborenen und Hindus. Sie haben ein unschönes, negerhaftes Aussehen, sind aber ehrlich, treu und zuvorkommend. Ihre Sprache ist nicht nur an der Küste, sondern auch weit in das Innere hinein die Hauptverkehrssprache. „Wa“ heißt in derselben Volk, Bewohner; „Wasuaheli“ = Bewohner des Suahelilandes; „U“ = Land; „Usagara“ = Land Sagara; „Ki“ = Sprache; „Kisuaheli“ = Sprache des Suahelilandes. Die Bantustämme wohnen etwa vom 5.^o nördl. Breite bis zum 20.^o südl. Breite und werden im Norden von den Galla und echten Negern, im Süden von den Buschmännern und Hottentotten begrenzt. Sie sind meist von dunkler Hautfarbe, haben eine platte Nase und dicke Lippen; etliche Stämme zeichnen sich durch großen und kräftigen Körperbau aus. Ihre Sprache hat die Eigentümlichkeit, durch pronominale Präfixe (vorgesetzte Wörter) die Beziehungen des Substantivs, Singular und Plural zu bezeichnen.

Die Kleidung der Küstenneger, wie auch der meisten im Innern wohnenden Völkerschaften, besteht für gewöhnlich nur aus einem Hüftentuche. Die Bewohner von Usagara tragen Lendentücher und Grasröcke, die Männer von Unjamwesi Lendentücher oder Ziegenfelle und die



Häuptlingsfrau aus Ostafrika.

Frauen Baumwollentücher, die auf der Brust zusammengebunden werden. Vielfach wird der Körper mit Fett und Ocker eingeschmiert; das Haar wird entweder geschoren oder geflochten und in allerlei wunderlichen Frisuren getragen. Eingeborene am Tanganjika scheeren das Haar oft nur stellenweise, oder sie bilden sich von geschorenen und nicht geschorenen Stellen erhabene oder flache Diademe, oder Calotten, oder Tonsuren, andere flechten sich dürstige Zöpfchen, welche stramm in die Höhe stehen, noch andere setzen sich mehr oder minder schmale Trichter auf das Haupt, kurz, es ist ersichtlich, daß sie sich sehr wohl auf Verzierung ihres Körpers verstehen, aber das Glänzendste und Vortrefflichste scheint ihnen

die Verzierung mit weißer Farbe. Während der ganze Körper rot ist oder schwarz, wenn sie nicht reich genug sind, um die rote Farbe zu bezahlen, also leider sich so tragen müssen, wie die Natur sie

geschaffen hat, wird der Kopf und das Gesicht mit Kreide schneeweiß angestrichen, geradezu damit bedeckt, befleckt, was dann, wie Burton versichert, ihnen ein ebenso häßliches als groteskes Ansehen gibt." Schmuckgegenstände findet man bei den meisten Völkerschaften in reichlichem Maße. Die Bewohner vom Dschaggalande tragen in den aufgeschlitzten Ohrläppchen cylindrische Holzstückchen, die im Laufe der Zeit immer vergrößert werden, so daß schließlich die Ohrläppchen bis auf die Schulter herabhängen. Außerdem sind die Ohren noch mit Messing- oder Eisenspiralen verziert. Um den Hals, an den Armen, am Arm- und Fußgelenk sieht man Perlschnüre, Elfenbeinringe und Ringe aus Eisendraht und Eisenkettchen. Die Krieger von Ugogo schmücken sich das Haupt mit Straußen-, Adler- und Geierfedern.

Je nach der Beschäftigung der Bewohner überwiegen in ihrer Nahrung die Pflanzen- oder die Fleischstoffe. Fleisch, Fische, Reis, Getreide, Gemüse, Bananen, Milch, Butter, Honig und verschiedenerlei Früchte sind die gewöhnlichen Speisen. Die Armen haben meist nur Reis, Durra und Mais. Die Hauptmahlzeit ist mittags. Als Getränke dienen Hirsebier, Palmwein und Pisangwein, Mawa genannt. Die Männer führen im allgemeinen ein recht behagliches und faules Leben: Essen, Trinken, Rauchen und Spielen sind ihre Hauptbeschäftigungen. Den größten Teil des Tages verbringen sie in dem Versammlungs- oder Gesellschaftshause, wohin die Frauen nicht kommen dürfen. „Nach der Mahlzeit streckt der Afrikaner sich aus, hält einen langen Schlaf, wie am Morgen, und dann raucht er, schwazt und spielt. Gegen Abend ist alles draußen, um die Kühle zu genießen; die Männer sitzen vor der Swanza, der Versammlungshalle; die Frauen und Mädchen holen Wasser, setzen sich dann auf kleine Stühle, schmauchen Tabak und unterhalten sich miteinander. Späterhin melkt man die Kühe, macht die Thür zu und geht schlafen; doch sitzen die Männer oft bis in die Nacht hinein um ein Feuer in der Swanza.“

Die Wohnungen sind meist runde Hütten mit einem kegelförmigen Dache aus Binsen. Das Innere wird durch die Thüröffnung erhellt. Als Bett dient gewöhnlich nur ein Fell oder eine Matte. An der Küste findet man besser gebaute, große, viereckige Häuser aus Stein und Lehm. Besonders zu erwähnen sind noch die Wohnungen der Ugogo; ein einziges großes Haus, Tembe genannt, bildet ein ganzes Dorf. Diese Häuser bilden ein großes, einen Hofraum umschließendes Viereck und bestehen aus einem etwa 2 m hohen Balkengerüst. Die Wände und das flache Dach sind mit einer Lehmschicht überzogen. Zum größeren Schutze gegen feindliche Angriffe führen gewöhnlich nur

1—2 Thüren in das Innere, alle einzelnen Abteilungen des Hauses öffnen sich nur nach dem Hofraum, in welchem nachts das Vieh untergebracht wird. Da das Dach dem Regen nur geringen Widerstand leistet, sind diese Hütten zur Regenzeit höchst ungesunde Aufenthaltsorte.

Die Bewaffnung der Bewohner ist nicht in allen Landschaften dieselbe; große Abweichungen kommen indes nicht vor. Bogen, Pfeile, Speere, Wurfspeere und Streitärte sind außer den eingeführten Gewehren die gebräuchlichsten Waffen.

An Spiel, Gesang und Tanz finden die Ostafrikaner großes Wohlgefallen. Besonders zur Zeit des Mondscheins werden abends große Tänze aufgeführt, an denen allerdings in den meisten Fällen nur die Männer teilnehmen dürfen. Fast alle ihre Arbeiten begleiten sie mit ihren Liedern, welche aber, da sie nur aus wenigen Tönen bestehen, sehr eintönig klingen.

Die Eingeborenen von Deutschostafrika werden meist als friedliebend und gesittet geschildert. Die Bewohner des Wanikalandes nennt von der Decken mutig, unternehmend, ausdauernd, gastfrei und großmütig; und von den Eingeborenen des Kilima-Ndjaru-Gebietes jagt er: „Es gibt kein Volk von gleicher Schönheit, Kraft und Festigkeit, hier herrscht kein träger Müßiggang, überall sind Pflanzungen von Bohnen und Erbsen; sie treiben Viehzucht wie in den vorgeschrittenen Ländern Europas. Großartige Schanzgräben und Wasserleitungen sind Zeugnisse eines uns ebenbürtigen Geistes“. Unter den Negern herrscht Zucht, Ordnung und Anstand; Schlägereien kommen, wie Dr. Fischer berichtet, unter den Genossen eines Ortes selten vor. Während der sieben Jahre seines Dortseins ist nur ein Mord vorgekommen. Nach Sonnenuntergang dürfen bei den Wapokomo die Mädchen nicht mehr allein ausgehen, und wenn ein Mann einem Mädchen gegenüber unziemliche Reden führt, wird er zur Zahlung einiger Wertobjekte oder zu einer entsprechenden Arbeitsleistung gezwungen. Vielweiberei herrscht allgemein; der Mann kauft sich das Weib für Vieh, Kleidungs- und Schmuckgegenstände; es kommt wohl auch vor, daß er es wieder verkauft. Neben vielen guten Eigenschaften hat der Neger auch manche Untugend; er ist halsstarrig, widerspenstig, leidenschaftlich, gierig und gefräßig. Gastfreundschaft übt er nur dann, wenn er dafür belohnt wird, außerdem kümmert er sich um seinen Nebenmenschen nicht, und wenn derselbe auch die größte Not leidet. „Der Schwarze verweigert einem verschmachtenden Mann einen Trunk Wasser, wenn er auch Überfluß daran hat; er wird keine Hand ausstrecken, um die Waren eines anderen zu bergen, wenn auch tausende

dabei verloren gingen. Was geht ihn das an? Aber er geberdet sich lächerlich heftig, wenn ihm selber ein zerlumptes Stück Zeug oder ein lahmer Sklave abhanden kommt." Beleidigungen sucht er stets wieder zu vergelten, selbst bei seinen nächsten Angehörigen. Das eigene Leben steht ihm sehr hoch, und er bewahrt es, so viel als möglich vor jeder Gefahr, doch andere gelten bei ihm nicht mehr als Tiere. Der Neger zeigt auch große Neigung zum Lügen, doch lügt er, wie Dr. Fischer sagt, meist nur aus Höflichkeit, um dem Europäer nicht zu widersprechen. Diese Höflichkeit geht sogar soweit, daß er aus der Frage herauszuhören sucht, ob der Fragesteller lieber „ja“ oder „nein“ zur Antwort wünscht, und daß er ein Wort seiner Sprache, das von dem Europäer fehlerhaft ausgesprochen wird, in der weiteren Unterhaltung ebenso falsch wiedergibt. Die Untugenden des Negers dürfen wir jedoch nicht mit unserem Maße messen. „Wenn der Neger“, sagt Max Müller, „ein schwarzes Buch gegen den weißen Menschen schreiben könnte, würden darin wenige der Verbrechen fehlen, die, wie wir glauben, den Wilden eigentümlich sind. Die Moralität des Negers kann aber gar nicht mit der des Europäers verglichen werden, da ihre ganzen Lebensansichten verschieden sind. Was wir für unrecht halten, halten sie nicht für unrecht. Wir verurteilen z. B. die Polygamie; die Mohammedaner dulden sie. Wilde betrachten sie als ehrenhaft, und in dem Zustande der Gesellschaft, in dem sie sich befinden, haben sie ohne Zweifel recht. Wilde glauben nicht, daß die Europäer Muster von Tugend sind, ja es wird ihnen schwer, sich in ihre Lebensansichten hineinzudenken.“

Das Volk zerfällt in zwei Klassen: in Herren und Sklaven. Außer dem Häuptlinge und den Sklaven betrachtet der Neger jeden andern als seinesgleichen. Trotzdem viele Völkerschaften schon seit vielen Jahren mit den Europäern in Verkehr stehen, sind ihre Sitten und Gebräuche im allgemeinen dieselben geblieben, und ihre Lebensbedürfnisse haben sich nicht sehr gemehrt; die Hütten, das Hausgerät und die Kleidung sind einfach, wie bei den übrigen Völkerschaften. „Für gewöhnlich läuft der Sansibarneger in einem einfachen, baumwollenen Hüfttuche umher; will er sich fein machen, dann zieht er ein langes, weißes baumwollenes Hemd an, das höchstens 6 Mark kostet. Die Stoffe für die Bekleidung des Weibes repräsentieren einen Wert von etwa 15 Mark. Auch der Haushalt des Negers erfordert nicht viel: Ein Kochtopf aus Thon, als Lager ein auf Pfosten ruhender Holzrahmen, zwischen dem ein Geflecht von Kokosstricken ausgespannt ist, einige von der Frau gefertigte Schlafmatten, ein paar Schüsseln

von Holz" oder Porzellan, vielleicht ein kleiner Spiegel und eine kleine Kiste: das ist alles, was seinen Hausstand ausmacht und zwar selbst in Sansibar, dem Paris Ostafrikas, wo er täglich die schönsten und verlockendsten Dinge vor Augen hat." Für allerlei Spielsachen, Ringe, bunte Lappen, Puppen und Uniformen will der Neger nichts ausgeben. „Als Geschenk will er solche Dinge wohl annehmen, aber für dieselben seine Arbeitskraft eintauschen, fällt ihm nicht ein.“

Besonders zu erwähnen sind die gefürchteten, noch in urwüchsigem Zustande lebenden Massai, welche nicht zu den Bantuvölkern gehören, sondern mit den Somal, Galla und Wakuasi in Körperbildung, Sprache, Sitten und Gebräuchen verwandt sind, aber mit diesen ihren



Massaikrieger.

Stammesgenossen in steter Feindschaft leben. Die Massai sind ein rinderzuchtendes Volk; ohne das Rind können sie gar nicht existieren, und alle ihre Arbeiten und Verrichtungen stehen in irgend einer Beziehung zu diesem Tiere. Da sie fast jede vegetabilische Speise verschmähen und sich nur von Fleisch und Milch nähren, reicht der Bedarf häufig nicht aus, und sie sehen sich dann genötigt, auf Raub auszugehen. Die Männer schmücken sich mit Ohrringen aus Metall, Perlen und geflochtenen Bastfasern, und die Weiber tragen Eisenspiralen am Ober- und Unterarm, am Unterschenkel und um den Hals. Ver-

heiratete Männer, Frauen und Kinder rasieren den Kopf vollständig, die dem Kriegerstande angehörigen jungen Männer dagegen tragen das Haar in mancherlei auffallenden Frisuren. Die Krieger bilden einen besonderen Stand; sie heiraten nicht und enthalten sich, um widerstandsfähiger zu bleiben,

des Genusses von Tabak und aller geistigen Getränke. Sie kämpfen noch meist mit der Lanze, sind tapfer und mutig und fürchten den Tod nicht. Um dem Feinde recht schreckhaft zu erscheinen, putzen sie sich in der wunderlichsten Weise aus. Ihr Schild ist aus Ochsen- oder Büffelhaut gefertigt und schwarz, weiß und rot bemalt.

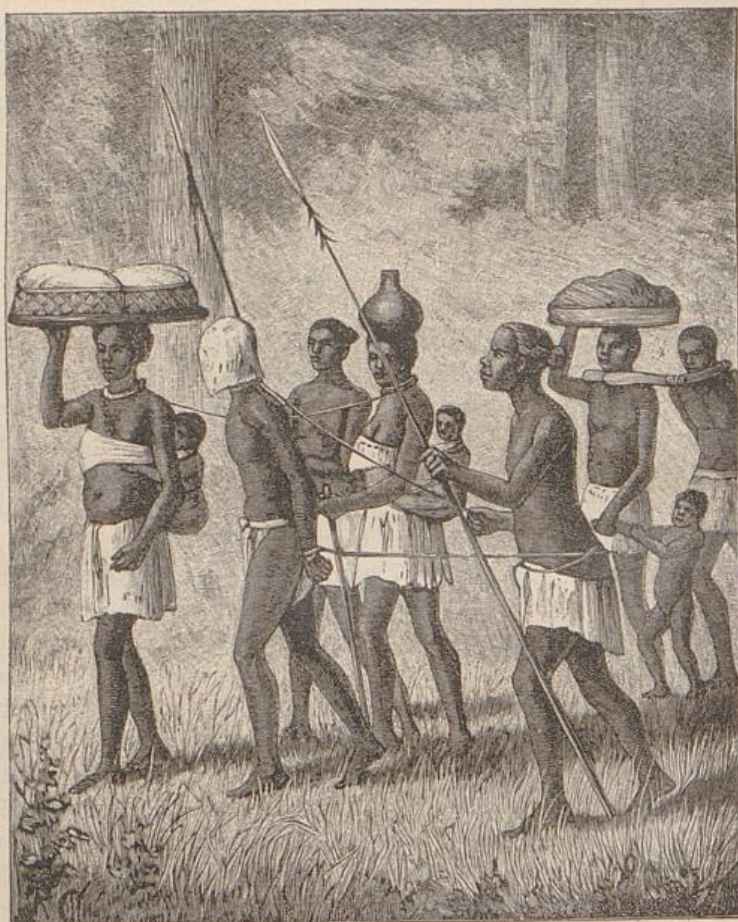
Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind: Elfenbein (200000 kg, zugleich das wertvollste), Kautschuk, Gewürznelken ($4\frac{1}{2}$ Mill. kg), Orseille, roter Pfeffer, Kopra, Häute, Kopal, Gummi, Sesam*), Straußenfedern, Schildpatt, Wachs u. a. Der Gesamtumsatz des Handels in Sansibar beläuft sich jährlich auf 35–40 Mill. Mark, wovon auf Deutschland etwa 5 Millionen kommen. Die Einfuhr beträgt etwa $3\frac{1}{2}$, die Ausfuhr $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat bis jetzt etwa 20 Stationen — teils im Berglande, teils im Küstenstriche — errichtet. Das Küstengebiet gehört dem Sultan von Sansibar.

Im April des Jahres 1884 bildete sich in Berlin die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“, um endlich an Stelle der theoretischen Erörterungen über Kolonialpolitik praktische deutsche Kolonisation zu betreiben. Im Herbst desselben Jahres sandte die Gesellschaft eine Expedition unter Führung der Herren Dr. Peters, Dr. Sühle und Graf Pfeil an die Ostküste Afrikas, namentlich in die Landschaften von Usagara, mit dem Auftrage, Gebiete zur Anlegung einer deutschen Ackerbau- und Handelskolonie zu erwerben. Ohne Aufsehen zu erregen, reisten sie hin und führten ihre Aufgabe kühn und rasch aus. Nach kurzer Zeit gelang es ihnen, durch 12 Verträge die Gebiete von Usagara, Usaguha, Nguru, Ukami, zusammen 2500 □ M. (137 657 qkm) groß, zu erwerben. Schon nach 4 Monaten kehrte Dr. Peters nach Berlin zurück, und bereits am 27. Februar erhielt die Gesellschaft den ersten Kaiserlichen Schutzbrief. Dr. Sühle und Graf Pfeil waren zurückgeblieben, um die Erwerbungen fortzusetzen, und es gelang ihnen und noch einigen anderen Herren, Verträge mit den Oberhäuptlingen von Chutu, Usambara, Pare, Aruscha, Ugogo, Dschagga, Usaramo, Ubena, Wamatshonde, Mahenge und Gasi abzuschließen. Zur wirtschaftlichen Ausbeutung dieser Gebiete wurde die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ ins Leben gerufen, welcher von S. M. dem Könige von Preußen die Rechte einer juristischen Person verliehen wurden. Für die Krankenpflege in Deutsch-Ostafrika wurde der „Deutsch-Nationale Frauenbund“ gegründet. Während die oben genannten Landschaften der Gesellschaft gehören, sind die umliegenden Gebiete bis zu den mit England**) und Portugal vereinbarten Grenzen deutsches Reichsgebiet. Da der Sultan von Sansibar, Saïd Bargasch, die Rechte der Gesellschaft nicht anerkennen wollte, erschien zur Wahrung derselben ein deutsches Geschwader vor Sansibar, das beim Sultan bald die An-

*) Aus den weißen oder braunen Samen der Sesampflanze gewinnt man durch Pressen ein fettes, goldgelbes, geruchloses, dickflüssiges Öl von angenehmem Geschmacke. Es dient als Speise- und Brennöl, zur Herstellung von Seife und chinesischer Tusche.

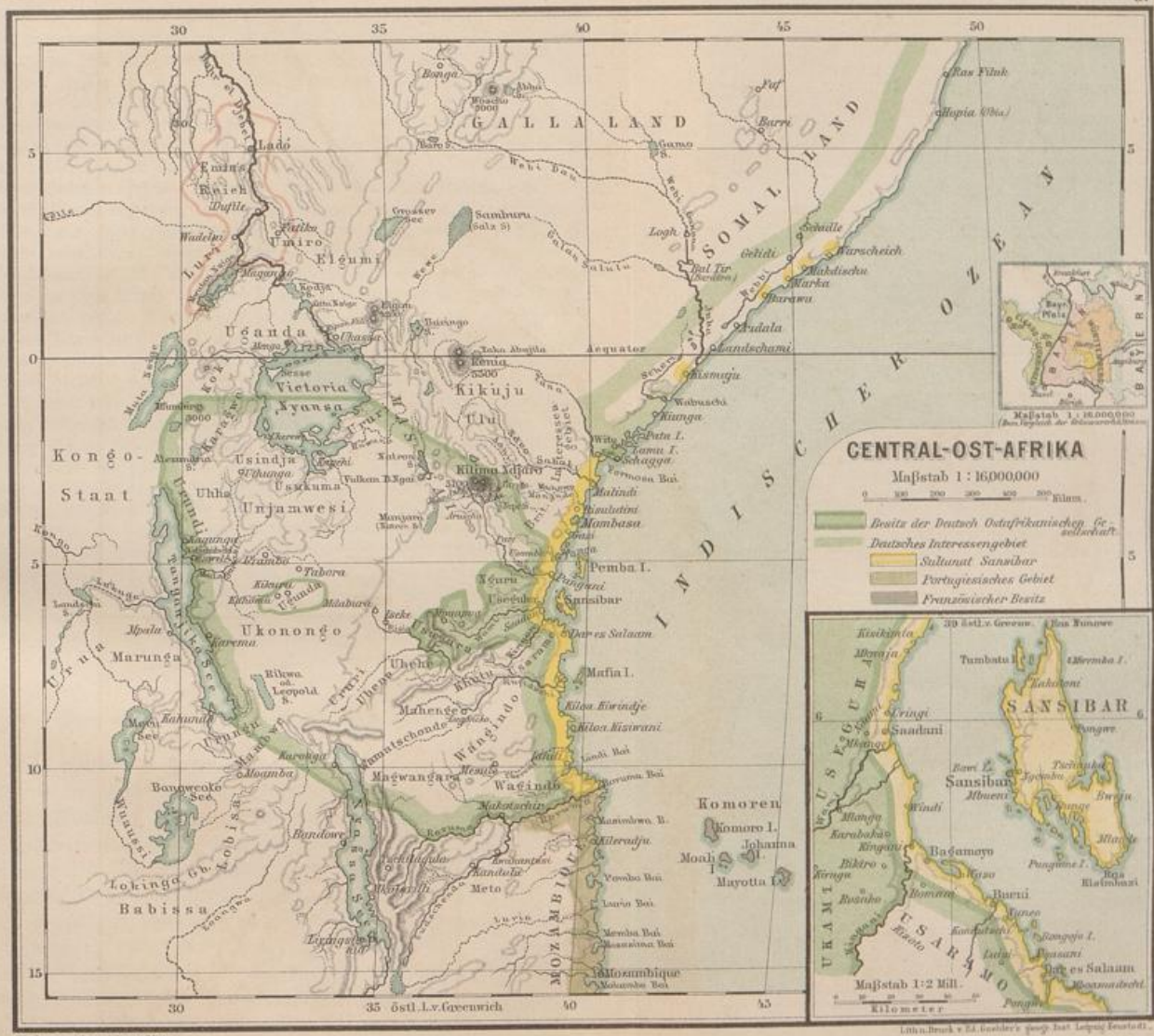
**) Durch die Verträge mit England wurden auch die Grenzen des Sultanats Sansibar festgestellt.

erkenntnis bewirkte; er schloß auch einen Handelsvertrag mit der Gesellschaft und gewährte die Benutzung der Häfen Dar-es-Salaam und Pangani. Durch einen am 28. April 1888 abgeschlossenen Vertrag trat sein Nachfolger, der Sultan Chalifa, auf das in der deutschen Interessensphäre liegende Küstengebiet seine Souveränitätsansprüche an Deutschland auf 50 Jahre ab. Am 16. August wurde in 14 Küstenorten die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaftsflagge neben der roten Sultansflagge unter dem Donner der Geschütze gehißt. So besitzt nun Deutschland hier am indischen Weltmeere ein großes, abgeschlossenes Gebiet, dem der Zugang zur Küste, die Vorbedingung der Entwicklung nicht mehr fehlt.



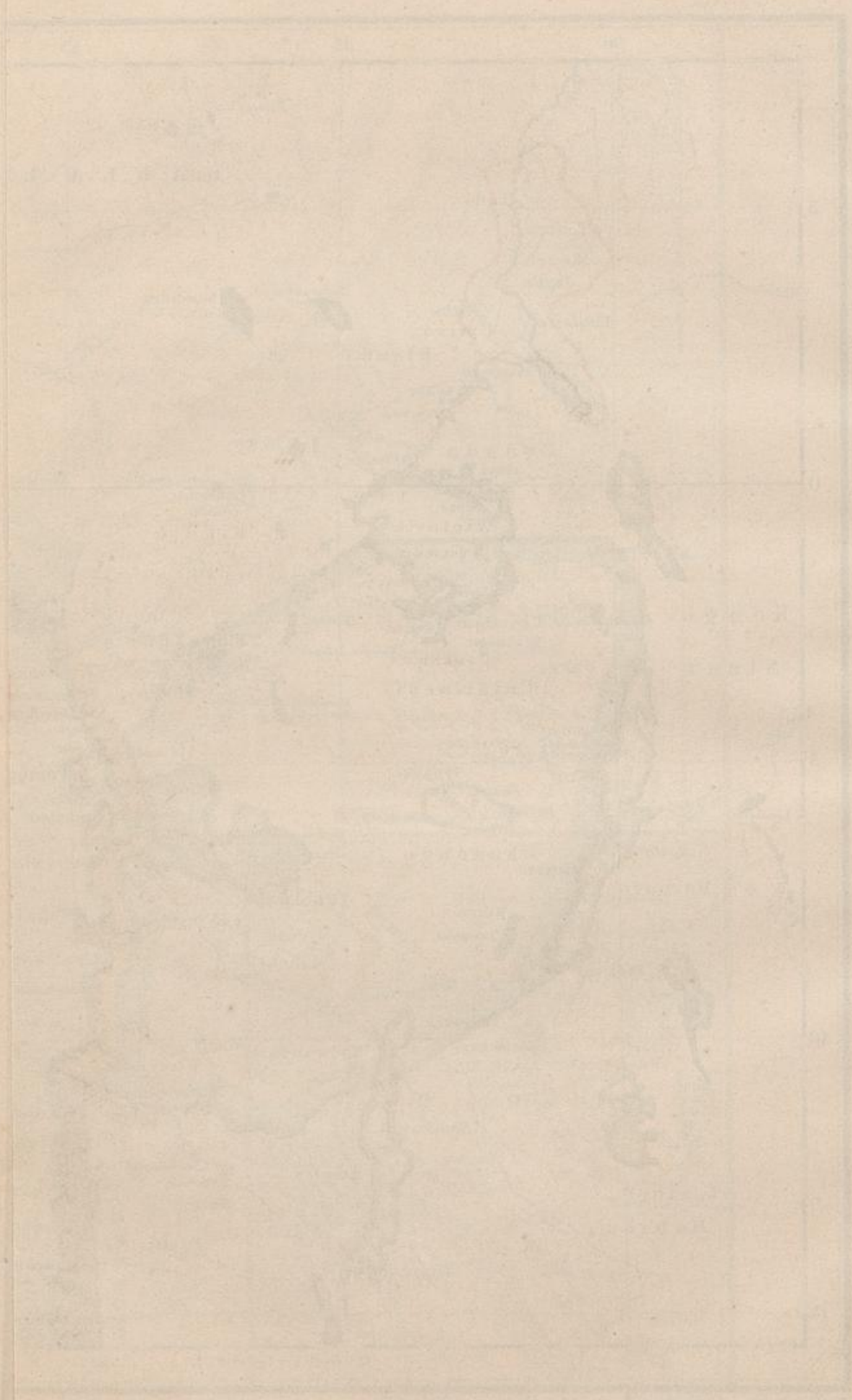
Sklaventransport.

Die Erwerbungen in Ostafrika haben Deutschland vor eine Fülle von Aufgaben gestellt, nicht nur der Politik, sondern auch der Zivilisation und Humanität. „Unsere afrikanischen Ansiedelungen haben das Deutsche Reich an der Aufgabe beteiligt, jenen Weltteil für christliche Gesittung zu gewinnen; die Erfüllung dieser Aufgabe hat mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden zu beginnen,“ so lauten die Kaiserlichen Worte in der Thronrede vom 22. Nov. 1888. Seit Jahrhunderten haben die Sklavenjagden entsetzliches Elend und Verheerungen



Verlag von Georg Lang, Metz.

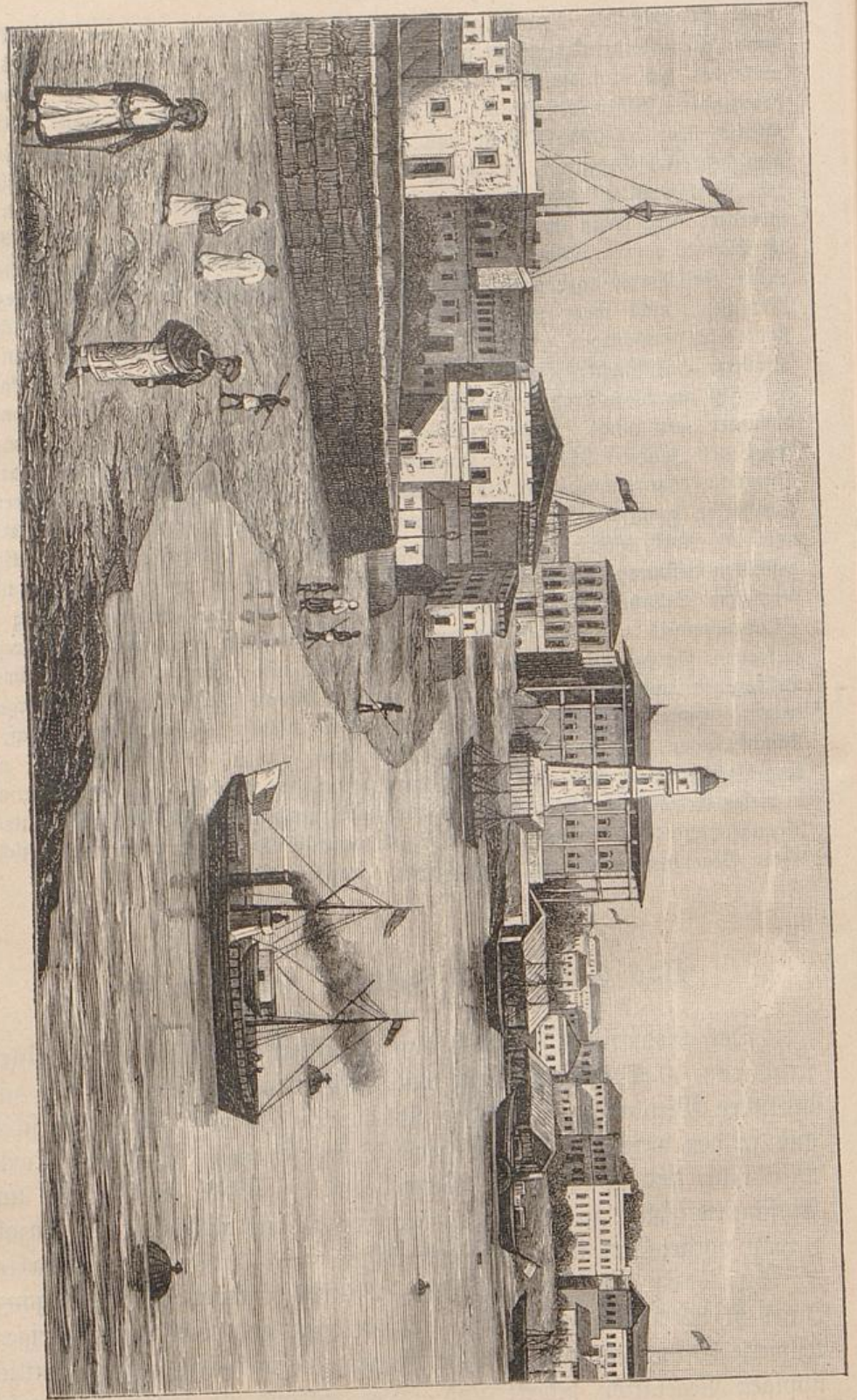
John H. Brook & Ed. Ussler's Geogr. Inst. Leipzig, Verlagsort.



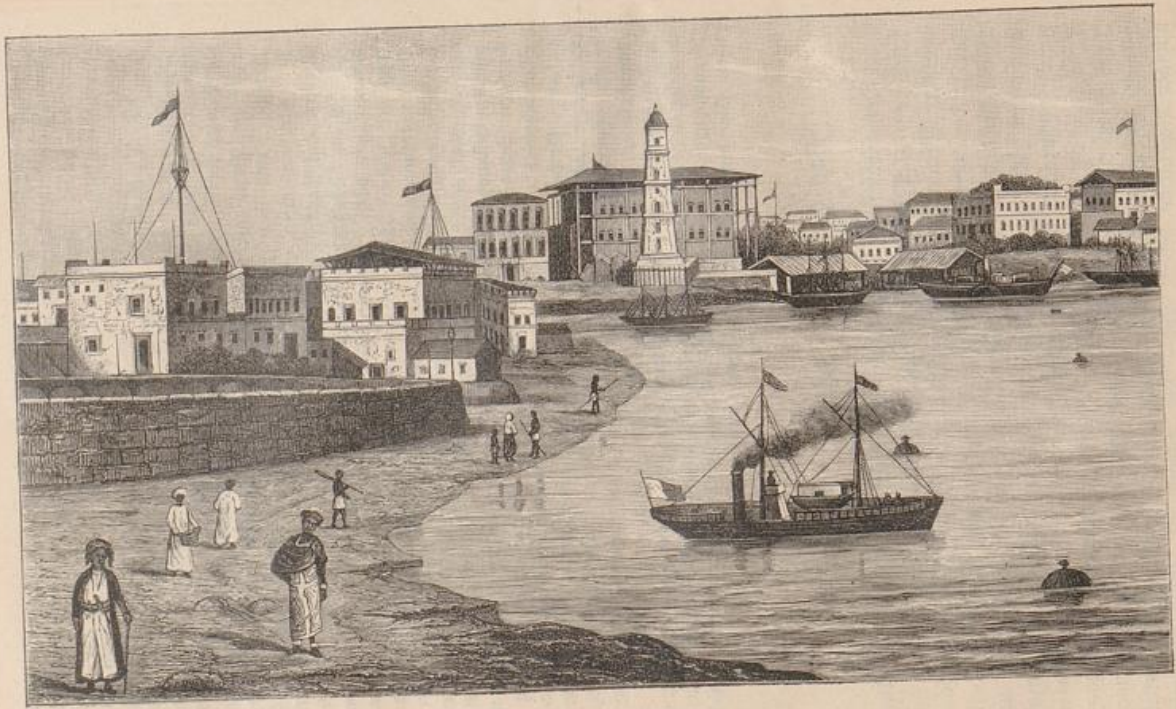
in Afrika verbreitet. An der ganzen Westküste Afrikas ist es gelungen, den Sklavenhandel zu unterdrücken, nicht aber im Osten. Deutsche und englische Kriegsschiffe umlagern zur Zeit die ostafrikanischen Küsten, um diesem unheil- und verderbenbringenden Treiben der Araber ein Ende zu bereiten. Noch in letzter Zeit sind jährlich über 100 000 Sklaven von der Ostküste ausgeführt worden. Daher die menschenleeren Gegenden, die geringe Bevölkerung in oft sehr fruchtbaren Gebieten. „Es ist unmöglich,“ sagt Livingstone, die Übel dieses Handels zu übertreiben. Es schaudert mir, wenn ich an das Gesehene zurückdenke. Wo ich im Schire-Gebiet 18 Monate vorher blühende Dörfer und fröhliche Einwohner erblickte, die herbeieilten, ihre Waren anzubieten, fand ich nur verödete Flächen, vom Hunger abgezehrte Menschen, nicht mehr zahlreich genug, die Toten zu begraben, deren sich die Krokodile bemächtigen. Überall menschliche Gebeine. Das waren die von den Arabern abgeschlachteten Opfer, die nicht mehr marschfähig gewesen. Wir fanden verlassen am Wege Trupps von Sklaven, die vor Hunger nicht mehr weiter konnten, darunter ganz junge. Andere waren an Bäume angebunden und tot.“ Im Anfange des Jahres 1889 ist der Hauptmann Wismann, der als Reichskommissar für Ostafrika ernannt worden ist, im Auftrage der Reichsregierung mit einer zahlreichen Expedition dorthin gesandt worden, mit dem Auftrage, in den durch den Vertrag vom 28. April 1888 unter Verwaltung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gestellten Besitzungen des Sultans von Sansibar, sowie in den benachbarten, unter deutschem Schutze stehenden Gebieten des Festlandes die zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen erforderlichen Maßregeln zu treffen, für Herstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung in den bezeichneten Besitzungen und Gebieten durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel Sorge zu tragen. Hoffen wir, daß die Ruhe dort bald wieder hergestellt werde, daß die Kämpfe gegen die Araber und die von ihnen aufgereizten Eingeborenen nicht vergeblich gewesen sind und es den dort vereinigten Mächten gelingen möge, auch in diesen Gebieten den Sklavenjagden ein Ende zu machen, damit der jetzt darniederliegende Handel wieder aufblühe und in die verwilderten, verwüsteten und menschenleeren Gegenden wieder einkehren Friede, Ordnung und Leben!

Das Gebiet des Sultans von Sansibar.

Das Gebiet des Sultans von Sansibar ist ein schmaler Küstenstrich von 10 Seemeilen Breite und reicht vom Kap Delgado bis zum deutschen Witulande. Außerdem übt der Sultan noch einige Herrschaft aus in den weiter nördlich gelegenen Orten Kismaju, Barawa, Marka, Makdischu und Warscheich. Wenn auch der Küste die Buchten und Einschnitte fehlen, so ist sie doch insofern günstig, als eine ganze Anzahl Inseln vorgelagert sind. Die wichtigsten sind: 1. Kiloa, 2. Mafia, 3. Sansibar, 1600 qkm, 100—200 000 Einwohner. Die ganze Insel ist 85 km lang und 16—22 km breit und wird von niedrigen, teilweise 100 m hohen Hügeln durchzogen, die mit einer außerordentlich üppigen Vegetation bedeckt sind. Der Strand ist sandig und wird



Zinsicht von Santhar.



Ansicht von Sansibar.

zur Mittagszeit von der Suahelijugend zum Badeplatz benutzt. Die etwa 60—80000 Einwohner zählende Stadt Sansibar liegt nur wenige Meter über dem Meere. Während vom Meere aus gesehen die Stadt einen großartigen Anblick gewährt, macht das Innere einen höchst traurigen Eindruck. „Hohen fensterlosen Lehmmauern oder niederen, schmutzigen Lehmhütten entlang winden sich enge, krumme Gäßchen, auf denen beladene Kulis, verhungerte Hunde, geschäftige Hausierer, trabende Esel, nackte Kinder, nichtsthunende Soldaten u. in dichtem Gedränge sich herumtreiben. Vor dem Palast, dicht am Strande, erhebt sich ein großer, recht schmuckloser, von Gallerieen umgebener Turm, von dessen Höhe eine Uhr weithin sichtbar die (arabische) Zeit verkündet, während nachts von seiner Spitze ein großes elektrisches Licht strahlt.

Noch meilenweit dehnt sich die Stadt vom Palast aus längs des Strandes nach Norden hin. Da liegen europäische Faktoreien und arabische Werkstätten, dann folgt das Kanonen-Arsenal oder vielmehr ein niedriger Schuppen, wo einige hundert Kanonen, darunter ausgezeichnete altarabische und portugiesische Bronzestücke neben Mitraillen und Kruppischen Geschützen, aufgestapelt liegen; hieran reihen sich die Wohnhäuser reicher Indier, und später kommen dann die Palmhütten der Suahelis, bis endlich die Stadt sich im Dickicht von Palmen, Mangos und Bananen verliert.“

Weiter nördlich folgt 4. die Insel Pemba, eine paradiesisch-schöne Insel, die „mit ihren Gewürznelken beim Vorüberfahren wie ein Traum, wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Feenmärchen erscheint.“ Sie ist 50 engl. Meilen lang, niedrig, äußerst fruchtbar, stark bevölkert und mit Waldungen und Pflanzungen bedeckt. Sie liefert eine Menge Reis, Brotfrucht und Gewürznelken. Rinder und Ziegen werden von hier nach Sansibar gebracht. Vom Festlande ist sie 18, von Sansibar 25 engl. Meilen entfernt; 5. Mombas oder Mombaja, mit der gleichnamigen Hauptstadt; 6. Lamu, mit der schmutzigen Stadt Lamu, 15000 Einw.; 7. Tula, die wegen ihrer Kaurimuscheln und Orseille wichtig ist. Die Kaurimuscheln bilden das kleine Geld der Neger; für einen Maria-Theresienthaler (4,2 Mk.), der dort gebräuchlich ist, und der auch in Wien immer wieder aufs neue mit der Jahreszahl 1780 geprägt wird, erhält man 3000 Kaurimuscheln.

Die hauptsächlichsten Küstenorte sind: 1. Lindi, 2. Dar-es-Salaam (auf deutsch: Hafen des Friedens) mit gutem Hafen, 3. Bagamoyo; diese Stadt ist ein Haupthandelsplatz und hat etwa 10000, zu gewisser Zeit auch 25000 Einwohner. Wenn auch die

nächste Umgebung dieses Ortes wenig Produkte liefert, so ist derselbe doch insofern von großer Bedeutung, als von hier aus die Karawanen in das Innere Afrikas, besonders nach Udschidschi am Tanganjika-See, führen, um von hier dann, reich mit Produkten, namentlich Elfenbein, beladen, wieder zurückzukehren. Weiter folgen 4. Saadani, 5. Pangani, 6. Tangata, 7. Wanga, 8. Gaji, 9. Mombosa, 10. Gandu, 11. Malindi, 12. Rismaju, 13. Makdischu, 14. Warscheich.

Karawanen in Ostafrika. Fast das einzige Transportmittel in Ostafrika sind die Eingeborenen. Sämtliche Waren werden von der Küste in das Innere des Landes und umgekehrt nur auf den Köpfen der Neger befördert. Außer den schmalen, kaum einen Meter



Bewaffneter Suaheli-Träger.

breiten, viel gewundenen Negerpfaden gibt es in Ostafrika keine Verkehrswege. Zur Regenzeit, wenn alle Gewächse in der üppigsten Weise empor-schießen, bedecken sich auch diese Pfade mit hohem Grase, das zur trockenen Zeit wieder well zusammenknickt und schließlich, wenn die Sonnenstrahlen immer brennender werden, verdorrt und versengt am Boden liegt. Während in offenen und ebenen Gegenden zuweilen mehrere Pfade neben einander herlaufen, führen sie in Wäldern gleich Tunnels unter Zweigen und Dornen hin, und nur unter den größten Mühen und

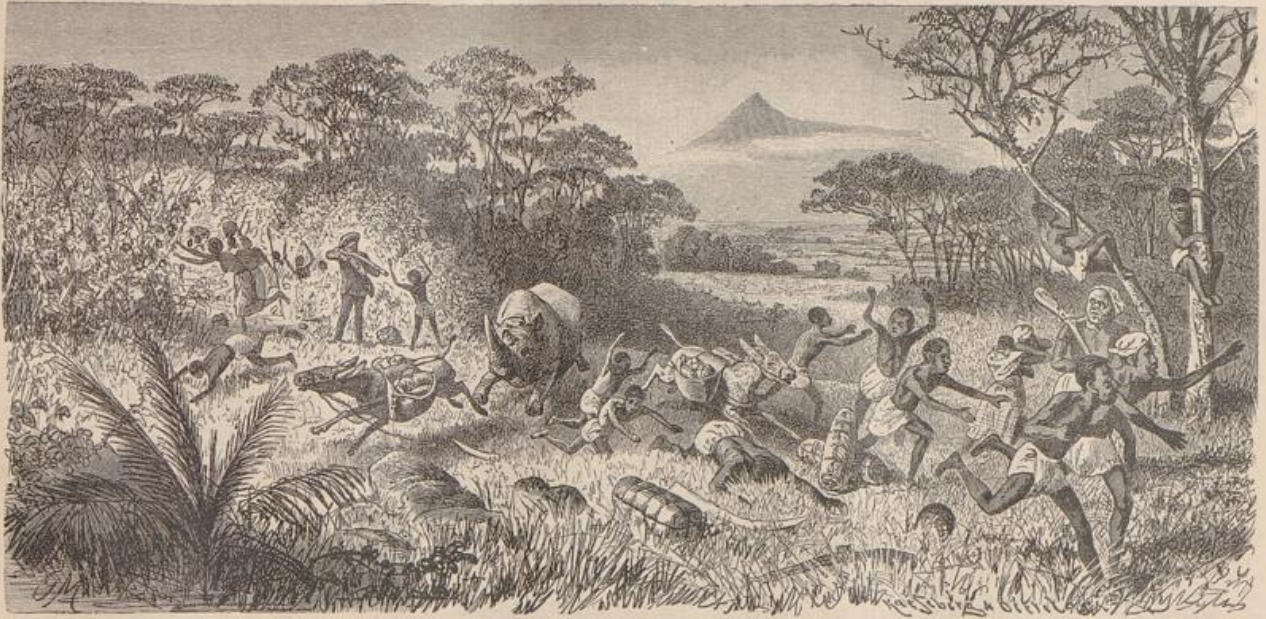
Beschwerden gelingt es den Negern, mit ihren schweren Lasten auf dem Kopfe durch diese Dickichte sich hindurchzuwinden. Zerbrochene Töpfe, Hörner, Schädel von Tieren, Pfähle und andere Gegenstände dienen den Karawanen als Wegweiser auf diesen endlosen Pfaden. Da, wo mehrere Pfade sich abzweigen oder kreuzen, sind diejenigen, welche man nicht einschlagen soll, mit Zweigen und Strichen bezeichnet. Außerordentlich mühevoll sind die Wege in Usagara durch das östere Erklimmen von steilen Bergabhängen; aber die beschwerlichsten und unangenehmsten finden sich in Uvinsa und Udschidschi östlich des



Karawane von einem Mashorn überfallen.

be
en
ee,
en=
ni,
ja,
u,

tel
on
den
ter
er=
ifa
en=
in
or=
ese
was
elf
ch,
ner
rt
gt.
nen
ere
er=
ern
gen
tur
und
auf
ene
nde
den.
gen,
net.
tere
und
des



Karawane von einem Nashorn überfallen.

Tanganjika. Bald führen sie bergauf, bergab, bald durch hohes Gras und Dornestrüpp, bald durch Flüsse und Bäche, Moräste und Sümpfe; Flüsse, welche man nicht durchwaten kann, müssen auf Baumstämmen überschritten werden. Ist in einer Landschaft, durch die man zu reisen beabsichtigt, Krieg ausgebrochen, so ist die Karawane genötigt, sich einen anderen Weg aufzusuchen. Besonders gefürchtet sind die Reisen durch das Land der wilden und kriegerischen Massai.

Aber nicht nur mit den Beschwerden des Weges und den Feindseligkeiten der Eingeborenen haben die Karawanen zu kämpfen, auch noch mancherlei andere Gefahren und Entbehrungen stellen sich bei ihnen ein. Zur trockenen Zeit, wenn Bäche und Flüsse versiegt sind, erreichen sie oft erst nach einem acht- bis zehnstündigen Marsche einen Ort, an dem etwas Wasser sich findet, das aber zuweilen noch nicht einmal genießbar ist. Küstenbewohner, die meist nur pflanzliche Nahrung genießen, sind oft längere Zeit fast nur auf Fleischspeisen angewiesen, welche, da sie gewöhnlich halb roh verzehrt werden, Verdauungsstörungen und Krankheiten erzeugen. Durch wilde Tiere werden die Karawanen wenig belästigt. Giftige Schlangen sind selten; der Löwe meidet am Tage die Nähe der Karawanen, und nachts sucht man sich vor ihm durch Wachtfeuer und Dornenverschanzungen zu schützen. Nur Büffel und Nashörner beunruhigen zuweilen eine Karawane und hindern dieselbe auf kurze Zeit in ihrem Marsche.

Außer zur starken Regenzeit sind stets Karawanen auf dem Marsche. Während der trockenen Zeit, wenn Nahrungsmittel unterwegs schwer oder gar nicht aufzutreiben sind, ist das Reisen nicht nur sehr beschwerlich, sondern auch viel kostspieliger als zu einer anderen Zeit, da man doppelt so viel Nahrungsmittel mitnehmen und fast den dreifachen Trägerlohn zahlen muß. Die Araber nehmen an, daß ein Träger an Kost und Lohn von der Küste bis zum Tanganjika und wieder zurück an 20 Dollar zu stehen komme.

Streng muß der Karawanenführer seine Träger bewachen, denn oft kommt es vor, daß während der Nacht oder auch zu einer anderen geeigneten Zeit eine Anzahl Neger, nachdem sie ihre Ballen fortgeworfen, leichte Gegenstände wohl noch entwendet haben, verschwunden und in die Heimat zurückgeilt sind. Teils ist es die Furcht vor den feindlichen Völkerschaften, teils sind es die Beschwerden des Marsches, oft sind es auch nur geringfügige Ursachen, um deretwillen sie entfliehen. So kommt es, daß Reisende, welche von der Küste mit einer 600 bis 1000 Mann starken Karawane aufgebrochen sind, in Udschidschi am Tanganjika angekommen, nur noch die Hälfte, zuweilen auch nur $\frac{1}{3}$

ihrer Träger haben. Aber auch durch Fieber und Kämpfe wird eine Karawane manches Trägers beraubt.

Die Flüsse werden, da sie meist einen zu raschen Lauf und klippige Ufer haben, zur Regenzeit oft plötzlich stromartig anschwellen, von den Eingeborenen nicht als Verkehrswege benutzt. Ansiedelungen findet man in den Flußthälern wegen des hier herrschenden ungesunden Klimas nur in geringer Zahl, und auch die Karawanen vermeiden es aus diesem Grunde, ihren Weg an Flußuferu entlang zu nehmen.

Von dem Küstenorte Bagamoyo aus führen verschiedene Wege zum Tanganjika, die auch von vielen Afrikareisenden benutzt worden sind. Burton und Speke zogen in den Jahren 1857 und 1858 längs des Kingani nach den Hochgebirgen von Usagara und Ugogo empor. Stanley, der im Jahre 1871 sich aufmachte, Livingstone aufzusuchen, überschritt den Kingani und zog über Rosako nach Usagara, und Cameron, der denselben Zweck verfolgte, nahm seinen Weg zwischen dem Stanleys und dem Kingani. Udschidschi am Tanganjika ist gewöhnlich das Ziel und der Ausgangspunkt von und nach der Küste. Einer der wichtigsten und bekanntesten Wege von Sansibar nach Udschidschi führt über den bedeutenden Handelsort Tabora (Kasch) in Unjamwesi. Tabora liegt in einer weiten, von Hügeln und Höhen umgebenen Ebene; zur Regenzeit wird der Ort stellenweise überschwemmt und gehört daher zu den ungesundesten Plätzen. Von Mombas oder Mombassa und Pangani gehen Karawanen in das Kilima-Ndjaru-Gebiet und zum Viktoria Nyansa und Tanganjika, um Elfenbein und Sklaven zu holen. Die Stärke der Handelskarawanen ist sehr verschieden; kleinere zählen 10—20, größere bis 500 ja 1000 Mann. An gefährlichen Orten machen die Karawanen Halt, warten, bis sich daselbst mehrere gesammelt haben, um dann vereint einem etwaigen Feinde wirksam entgegentreten zu können.

Das Wituland.

Das Wituland liegt nördlich von der Mündung des Tana und gehört der deutschen Witu-Gesellschaft. Es wurde am 8. April 1885 durch die Gebrüder Denhardt von dem Sultan Achmed von Witu erworben und umfaßt ein Gebiet von 1376 qkm (25 □ Meilen).*)

*) Ist also größer als das Fürstentum Waldeck, das 1121 qkm (20 □ Meilen) zählt. Am 27. Mai 1885 wurde das Gebiet unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt.

Der jetzige Sultan ist Jumo Bakari, ein friedlicher, gutmütiger Suahelineger, der den Deutschen sehr geneigt ist. Das Wituland ist meist niedrig und flach und wird zur Regenzeit stellenweise überschwemmt; im Westen ist es von sanften, etwa 80 m hohen Hügeln durchzogen. Der Boden wird als recht fruchtbar geschildert und ist an der Küste und an den Flüssen mit Mangrovwaldungen, im Innern abwechselnd von großen weiten Grasflächen und Dampalmenwäldern bedeckt. Borgelagert sind dem Witulande vier Inseln, darunter Lamu mit der gleichnamigen Hauptstadt, die in letzter Zeit rasch emporblüht.

Die Bevölkerung besteht aus Suaheli, Arabern, Negern, Hindus und Gallas; die letzteren sind teils Sklaven, teils haben sie sich freiwillig hier niedergelassen. Die Sklaven haben sich hier einer milden Behandlung zu erfreuen, sie erhalten ein Stück Land zur eigenen Benutzung und heiraten nach Belieben. Die Suaheli bilden die herrschende Klasse; sie sind strenge Mohammedaner, führen ein einfaches Leben und enthalten sich aller geistigen Getränke. Reis, Negerhirse und andere Feldfrüchte sind ihre Hauptnahrung, nur an Feiertagen wird einmal ein Stück Vieh geschlachtet. Sie gehen stets sauber gekleidet; „angethan mit einem weißen, bis auf die Füße herabreichenden Suahelihemd und einer in Siu oder Lamu gewebten, eigenartigen, weißen Suahelikappe auf dem Kopf, den unvermeidlichen Spazierstock, das Zeichen des freien Mannes, in der Hand, promenieren sie durch die Stadt und machen, wenn es hoch kommt, auch wohl einen Spaziergang auf die von ihren Sklaven bearbeiteten Schambas (Felder) hinaus, um diese zu kontrollieren.“ In der Anfertigung von Waffen, Geräten, Matten und allerlei Möbeln sind die Eingeborenen sehr geschickt. Im Witulande wird zuweilen viermal im Jahre geerntet, und zwar dreimal in der großen Regenzeit, der masika, und einmal in der kleinen, mouli. Die großen Grasflächen werden urbar gemacht, indem man das Gras abbrennt; das so gewonnene Land ist sehr fruchtbar und liefert mehrere Jahre hindurch reichen Ertrag. Später läßt man es ein um das andere Jahr brach liegen.

Ausfuhrartikel sind: Elfenbein, Palmöl, Palmkerne, Kopal, Ebenholz, Rotholz, Kautschuk und Affenfelle.

Als Einfuhrartikel eignen sich fast alle Erzeugnisse der europäischen Industrie, als wollene und baumwollene Wäsche, Flanelle, gewebte Zeuge, Eisen- und Stahlwaaren, die mannigfachsten Schmucksachen, Flaschen, Gläser, Spiegel, Uhren, Schirme, Petroleum, Zündhölzer (schwedische), Haaröle und Pomaden, Korallen und Glasperlen, vor allem aber Waffen, Munition und Rum. Der Tauschhandel beginnt

mehr und mehr dem Warenverkauf gegen Geld zu weichen; auch die Kauris verlieren hier ihren Wert und machen englischen und arabischen Gold- und Silbermünzen Platz.

Das Somalland.*)

Das Somalland ist uns zum größten Teile noch unbekannt; vorwiegend ist es ein Hochland, das nach der Küste sanft abfällt. Vom Meere aus gesehen, macht es einen sehr öden Eindruck, denn die Küste ist kahl, trocken und sandig; nach dem Innern zu nimmt jedoch die Fruchtbarkeit mehr und mehr zu, und man trifft die herrlichsten Weideplätze und schönsten Waldungen. Nach Osten und Südosten fließen einige Gewässer, von denen jedoch die meisten nur zur Regenzeit das Meer erreichen. Der Webbi ist nicht imstande, die Hügelkette, welche längs des Strandes sich hinzieht, zu durchbrechen; etwa 40 Ml. folgt er der Richtung des Höhenzuges und verläuft schließlich im Sande. Der Suba jedoch, welcher etwa unter dem Äquator mündet, ist so wasserreich, daß selbst größere Fahrzeuge ihn eine weite Strecke befahren können, und er bildet daher auch etwa drei Monate lang für die arabischen Handelsleute eine bequeme Wasserstraße in das Innere. An seinen Ufern, an denen nur wenig Ortschaften liegen, ziehen sich schöne, von Affen und Vögeln belebte Palmwälder hin, und in seinen Fluten führen Krokodile und Flußpferde ein ruhiges und ungestörtes Dasein.



Somal.

*) Durch die im September und November des Jahres 1885 abgeschlossenen Verträge mit Häuptlingen der Somal hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft den Küstenstrich vom Kap Gardafui bis zum Witulande in einer Breite von etwa 20 Tagereisen landeinwärts erworben. Die Grenzen sind bis jetzt noch nicht genau festgesetzt worden. Da die Verträge von seiten des Deutschen Reiches bisher nicht anerkannt worden sind, hat, wie neuere Nachrichten melden, Italien über das Sultanat Obbia von 4° 30' nördl. Br. im Süden bis an das Sultanat Galule im Norden am 8. Febr. 1889 die Schutzherrschaft ausgesprochen.

Das Klima ist im allgemeinen ein recht gutes und erfrischendes, besonders an der Küste, wo die große Hitze durch die Seewinde gemildert wird und Fieber fast gar nicht vorkommen. Im Küstenstriche dauert die Regenzeit vom Dezember bis zum Mai; im Innern beginnt die große oder starke Regenzeit im April und endet im Juni, worauf dann vom Juli bis Oktober die schwache Regenzeit folgt. Die Trockenzeit herrscht vom Januar bis zum März; zu dieser Zeit steigt die Temperatur bis zu 32° C, während sie in der Regenzeit bis zu 8° C herabfällt. Auf den Hochebenen ist der Gegensatz von Tageshitze und Nachtkühle ziemlich bedeutend.

Im Küstenlande ist der Pflanzenwuchs spärlich; außer an den Flußläufen, wo sich schattige Haine finden, herrschen Mimosen und Euphorbien vor. Weiter landeinwärts folgen Savannen und schließlich die fruchtbaren Berggegenden. Wie Révoil berichtet, hat jede Pflanze im Somallande ihr Parfüm, weshalb auch das Altertum dieses Gebiet die regio aromatica nannte. Das Somalland ist das Vaterland des echten Weihrauches und der Myrrhen. Zwei Arten des Weihrauchbaumes liefern echten Weihrauch, nämlich *Boswellia Carterii* und *B. serrata*. Die Somal unterscheiden im ganzen drei Arten: 1) Djan-Der, fünf bis sechs m hoch, die Wurzel ist weiß und tiefgehend, der Stamm gerade, die Krone gleicht der der Eiche; 2) Beyo, drei m hoch, der Stamm ist krumm gewachsen, liefert zweimal im Jahre Harz; 3) Muchus, fünf bis sechs m hoch, die Rinde ist weiß und mit Dornen besetzt. Der Weihrauch ist der an der Luft erhärtete Saft der Weihrauchbäume; man gewinnt denselben, indem man vor der Regenzeit viele kleine Querschnitte in den Baum macht. Der ausgeflossene Saft ist nach einigen Tagen getrocknet. Die erste Ernte liefert den feinsten Weihrauch, Fusus (Thränen) genannt. Der Weihrauch hat eine gelbe oder blaßbräunliche Farbe, ist halb durchsichtig und kommt in birnförmigen Tropfen oder Thränen, die etwa zwei cm lang sind, in den Handel. Ein noch feineres Harz als der Weihrauchbaum liefert die Myrrhe (*Balsamodendron myrrha*). Die Myrrhen sind kleine Bäume oder Sträucher. Das Harz quillt ohne künstliche Verletzung aus dem Baume, ist halbdurchsichtig, braun oder dunkelrot. Die Stücke sind etwa vier bis fünf cm lang.

Der Kaffee und der Zimmt haben ebenfalls ihre Heimat im Somallande. Es werden hauptsächlich zwei Arten des Kaffeebaumes gezogen: der arabische (*Coffea arabica*) und der liberische Kaffeebaum (*Coffea liberica*). Die Bezeichnung „arabischer Kaffee“ kommt daher, daß er von Arabien aus in Europa bekannt geworden ist. Der arabische

Kaffeebaum wird vier bis sechs m hoch und ist mehr eine Gebirgspflanze. Der liberische Kaffeebaum wird höher als der arabische und ist eine Tieflandpflanze, außerdem unterscheidet er sich von dem arabischen noch dadurch, daß er das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte trägt. Der beste Kaffee wird heute in Arabien, Brasilien, Ost- und Westindien gezogen. Zimmet wurde im Altertum in großen Mengen aus dem Somallande ausgeführt, in der Jetztzeit wenig. Den besten Zimmet findet man jetzt in China und auf den südasiatischen Inseln.

Die Somal*) sind ein Mischlingsvolk, sie sind den Galla nahe verwandt und zeigen durch ihre Vermischung mit Negern, Arabern und Hindus teils Neger-, teils kaukasischen Typus. Das Volk zerfällt in Hirten und Städter; erstere wohnen im Innern des Landes, haben meist keine festen Wohnsitze, sondern führen ein Nomadenleben. Die Städter wohnen in größeren oder kleineren Orten an der Küste, treiben Handel nach Arabien und Indien und beschäftigen sich mit Fischfang und Perlfischerei. Perlmutter und Schildplatt gehören zu den Ausfuhrartikeln des Somallandes. Während die Hirten-somal eine hellere Hautfarbe haben, sind die Somal des Niederlandes schwarzbraun und haben hartes, schwarzes Haar, das in Lockenbüscheln, die reich mit Öl gesettet werden, herabhängt. Außerdem wird das Haar noch mit einem Kalkbrei eingeschmiert, wodurch es eine gelbrote Farbe erhält. Die Somal haben im allgemeinen eine schöne Gesichtsförmung, die Augen sind groß, Backenknochen und Kinn etwas vorstehend und die Lippen aufgeworfen. Die Männer sind groß und schlank gebaut, ihr Bartwuchs ist gering.

Die Kleidung besteht aus Baumwollstoffen. „Geradezu reizend ist die Kleidung der Frauen. Der Kopfsputz besteht aus den hübschen, langen, schwarzen Flechten, welche die Frauen in fast undurchsichtigen Netzen verstecken, während die jungen Mädchen die Haare frei tragen. Der meist sehr hübsche Hals, welchen eine Kette von Muscheln oder bunten Steinen ziert (auch Bernsteinketten und andere indische Halsbänder finden sich viel), bleibt ebenso wie Schultern und Arme frei, während der ganze übrige Körper durch eine sehr faltenreich arrangierte Kleidung bedeckt ist. Die Kleidung beider Geschlechter erinnert sehr an die altgriechische.“ An Schmuckgegenständen sind besonders zu erwähnen Elfenbeinringe, Perlschnüre, Messing- und Eisenringe. Die Ohren werden mit Ketten und allerlei anderen Dingen und die Finger

*) Nach eingehenden Untersuchungen hat man gefunden, daß der Singular „Somäl“, der Plural „Sómal“ lautet.

mit silbernen Ringen verziert. Die mohammedanischen Somal tragen an einem Lederriemen am Halse einen Koranvers in einem Ledertäschchen, das zwischen zwei Bernsteinperlen befestigt ist.

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Milch, Fleisch und Früchten. Auf der Erde liegend oder sitzend werden die Speisen ohne Löffel, Gabel und Messer eingenommen. Nach der Mahlzeit, wenn man sich wieder gereinigt, wird eine zweistündige Ruhe gehalten.

Die Wohnungen der Hirtenvölker sind kreisrunde, manneshohe Zelte von 3 m Durchmesser. Sie sind aus Stangen und Zweigen gebaut und mit Matten bedeckt. Die Städter haben größere, geräumige Häuser.

Die Waffen der Somal sind sehr mannigfaltig und bestehen besonders aus Dolchen, die an der rechten Seite getragen werden, und Speeren mit langen Klingen. Gewehre sind noch wenig unter den Somal verbreitet.

In ihrem Charakter haben die Somal viel Ähnlichkeit mit den Negern, sie sind unbeständig, leichtfertig, argwöhnisch und geraten leicht in Zorn; doch werden sie auch als sanft, gutmütig, gastfrei und gesellig geschildert. Die Hirten-somal sind kriegerisch, wie ihre Nachbarn, die Galla, und wegen steter Lebensgefahr ernst, trübsinnig und melancholisch. „Sie können stundenlang sitzen und den Mond anstarren. Stets sind sie von Gefahren umgeben und selten des Lebens sicher, und darum denken sie nicht an Singen und Tanzen.“

Die meisten Somal bekennen sich zum Islam, doch gibt es viele, die nur dem Namen nach Mohammedaner sind. Das Heiraten wird als Geschäft betrachtet; für Vieh, Baumwollenzeuge, Glasperlen u. dgl. wird die Frau gekauft. Vielweiberei herrscht allgemein. Die Sklaven werden von den Somal sehr mild behandelt und gehören gewissermaßen mit zur Familie. Die Geschäfte des Hauses liegen den Weibern und Sklaven ob.

Die Hirtenvölker fertigen keine Geräte an; sie tauschen dieselben, wie auch die Gewächse des Ackerbaues, von den ackerbautreibenden Negern gegen ihre reichen Tierprodukte und wohlriechenden Harze ein. Der europäische Reisende beschenkt die Häuptlinge der Somal mit Reis, Hirse, Datteln und Tabak. Obgleich die Somal das Land nicht bebauen, sind doch große Strecken des Landes kulturfähig, was schon daraus hervorgeht, daß im Altertum griechische Kolonisten in diesen Gegenden in ausgedehntem Maße Ackerbau trieben. Zahlreiche Spuren weisen auf eine frühere Kultur des Landes hin. Zu den fruchtbarsten Strecken gehört das große Thal des Webbi, welcher wie der Nil das

Land durch seine periodischen Überschwemmungen befruchtet. „Den Webbi entlang finden sich kultivierte Gegenden und zahlreiche alte Brunnen, Cisternen, Ruinen von Gartenmauern und ausländische, jetzt verwilderte Feigenbäume. Da treffen wir Limonen, Mandeln, Feigen, Weinreben wildwachsend; niemand denkt daran, die Früchte zu genießen. Die heutige Landeskultur beschränkt sich auf Durra, Mais, Weizen und Erbsen.“ Ebenfalls sehr fruchtbar ist das Gebiet des Zuba, die Bergregion und das Rogalthal, welches die Somal in ihren Liedern als das schönste Land der Welt preisen.

Der Handel liegt meist in den Händen der Araber und Inder. Ausfuhrartikel sind: Elfenbein, Weihrauch, Indigo, Gummi, Häute und Honig; das Meer liefert Schwämme, Korallen und Perlen.

Südlich, westlich bis in das abessinische Hochland hinein, und nördlich von den Somal wohnen die Galla. Nach Süden breiten sie sich vom Zuba, welcher die Grenze beider Völkerschaften bildet, bis zum Sabaki aus. Die Galla sind ein schöner Menschenschlag von heller oder dunkelbrauner Farbe,

sie haben schwarzes, wolliges oder lockiges Haar und eine hohe Stirn. In ihrem Aussehen, in Sitten, Gebräuchen, Bewaffnung gleichen sie den Hirten-somal. Das Volk zerfällt in viele kleine Stämme, die meist von kriegerischem Charakter sind. Die Kleidung besteht aus einer Toga, unter welcher die Männer ein baumwollenes Tuch, das bis zu den Unterschenkeln reicht, und die Frauen ein Kleid tragen. Die Frauen der Hirtengalla sind mit einer Lederschürze bekleidet. Die Schmuckgegenstände sind wie bei den Somal, Kopfbedeckungen sind nicht allgemein. Bei den



Galla.

Galla nehmen die Frauen in der Familie eine dem Manne ebenbürtige Stellung ein; Ehebruch kommt äußerst selten vor. „Sie sind das einzige Volk Afrikas, welches die Rechte des Weibes anerkennt; das Mädchen wird nicht als Ware behandelt, die man kauft, sondern

als ein menschliches Wesen, um dessen Zuneigung geworben wird, und was in keinem anderen Stamme Afrikas vorkommen kann: bei den Gallas ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Mädchen den Heiratsantrag zurückweist.“

Dr. Krapf, der berühmte deutsche Forscher, hat die Hypothese aufgestellt, daß die Galla Nachkommen der plötzlich vom Schauplatze der Geschichte verschwundenen Vandalen seien. Diese Hypothese sucht Dr. Schlichter näher zu begründen.

Die Vandalen, ein Volk von 600000 Köpfen mit 160000 streitbaren Männern, wohnten ursprünglich zwischen Elbe und Oder und ließen sich nach ihren abenteuerlichen Fahrten in Nordafrika nieder. Sollte Belisar durch seine beiden Siege über die Vandalen im Jahre 533 die ganze Nation vernichtet haben? Daß dies nicht gut anzunehmen ist, geht daraus hervor, daß in der zweiten, der Hauptschlacht, nur 50 Byzantiner und 800 Vandalen fielen. Sollte nicht vielmehr der tief in den Vandalen wurzelnde Wandertrieb sie aus ihren dortigen Wohnsitzen, die der natürlichen Reichtümer nicht viel besaßen, wieder fortgeführt haben? Der Gelehrte Franz von Löher hat die interessante Entdeckung gemacht, daß noch vor wenigen hundert Jahren Nachkommen der Vandalen die kanarischen Inseln bewohnten. Sollte nicht auch ein Teil in das Innere Afrikas gewandert sein? Die Galla verraten in vielen Dingen germanisches Wesen. Die Kleidung der Frauen, die ebenbürtige Stellung derselben zum Manne, die Sprache, ihre Wahrheitsliebe, Wohnung und Bewaffnung weisen auf eine germanische Abstammung der Galla hin.

Der Religion nach bekennen sich etliche abessinische Stämme zum Christentum, andere zum Islam, die südlichen sind meist noch Heiden. „Doch würde man irren“, sagt Böllner, „wenn man diese Heiden als Götzendiener bezeichnen wollte; sie besitzen weder Fetische noch Götzbilder, sondern verehren ein unsichtbares höheres Wesen, dem sie übermenschliche Kräfte zumessen, und das die Gebete derer erhört, welche sich vertrauensvoll zu ihm wenden. Wenn Wassermangel eintritt und verheerende Krankheiten ausbrechen, dann gehen die Ältesten unter Anführung des Häuptlings vor das Lager, um zu beten; sie entblößen den Oberkörper, wenden das Antlitz gen Himmel und rufen in leisen Molltönen den „Waka“ an. Zur Zeit des Neumondes hat ihrer Meinung nach Waka sich weggewendet; sie unternehmen dann keinen Kriegszug und bringen die langen Nächte ruhig zu; mit Erscheinen des neuen Himmelslichtes aber kommt auch Waka aus dem Lager der Feinde zurück, und Freude, Tanz und Gesang erfüllt die vom Vollmond erleuchteten Nächte.“

Fetischismus, die Religion der Eingeborenen Afrikas.

Der Religion nach sind die meisten Eingeborenen Afrikas Fetischdiener. Das Christentum hat in Afrika noch wenig Bekenner gefunden, mehr der Islam. Doch ist bei denen, die sich Christen oder Mohammedaner nennen, die Befehrung weniger eine innere als eine äußerliche. Dr. Fischer erzählt: „Ich hatte einen mohammedanischen Sklaven in meiner Karawane, dem es an der Küste (Sansibar) niemals einfiel, zu beten. Als wir in einem Negerdorfe einige Tage rasteten, war ich erstaunt zu sehen, wie er sich mittags und abends in die übliche Positur stellte und vor aller Augen die vorschriftsmäßigen Gebetübungen machte und zwar nur aus dem Grunde, um den „Wilden“ zu zeigen, daß er doch etwas mehr sei wie sie. Andererseits kommt es auch vor, daß mohammedanische Neger, welche an der Küste der alkoholischen Getränke sich enthalten, auf der Reise gemüthlich mit den „Wilden“ kneipen . . . Ich habe mich während meines siebenjährigen Aufenthaltes in Ostafrika vergeblich bemüht, einen bekehrten Neger zu finden. Meines Wissens existierte in ganz Afrika wenigstens ein solcher Mensch, nämlich der von Stanley bekehrte, vor kurzem gestorbene König Mtesa von Ugunda, der aber hernach Mohammedaner wurde und später wieder ein Heidenleben führte.“ Als Fischer einst die Missionsstation Kabai besuchte und sich erkundigte, wieviel sich bei der Mission angesiedelt hätten, bekam er zur Antwort: „Nicht ein einziger, denn die Eingeborenen lieben den Palmwein zu sehr, und den dürfen sie bei uns nicht trinken.“

Die Religion der Fetischdiener nennen wir „Fetischismus.“ Dieses Wort kommt von dem portugiesischen „feiticos“, welches Amulette und ähnliche halb heilige, halb profane Schmuckachen bezeichnet. Nach der Ansicht der Neger sitzt oder kann in jedem sinnlichen Gegenstande ein Geist sitzen und zwar in ganz unscheinbaren oft ein sehr mächtiger. Der Geist ist nicht an das Ding gebunden, sondern hat nur seinen gewöhnlichen Sitz in ihm. Der Neger trennt in seiner Vorstellung nicht selten den Geist von seinem sinnlichen Gegenstande; das gewöhnlichste aber ist, daß er beide zusammenfaßt, dieses Ganze ist der Fetisch. Die Neger der Goldküste glauben, daß diese Geister (Wong) „zwischen Himmel und Erde wohnen, Kinder miteinander zeugen, sterben und wieder aufleben.“ Die Geister sind die Kinder eines großen Gottes, der alles erschaffen hat und alles erhält; dieser sendet seine Geister auf die Erde, damit sie seine Befehle ausrichten. Die

Neger an der Goldküste nennen das höchste Wesen den großen Freund. Im Unglück sagen sie: „Ich bin in Gottes Hand, er wird es machen, wie ihm gutdünkt.“ „Man sieht's ja täglich,“ sagte ein Fetischmann, „wie durch den von ihm gesandten Regen und Sonnenschein das Gras und Korn, der Baum entsteht, wie sollte er nicht Schöpfer sein?“ Die Wolken, heißt es, sind der Schleier, die Sterne der Schmuck von Nyongmos (Gottes) Gesicht. Er sendet seine Kinder, die Wong, die Lichtgeister, die ihn bedienen, auf die Erde, wohin sie seine Befehle zu übertragen oder wo sie diese selbst auszuführen haben.“ Der Hauptgott der Herero führt den Namen Mukuru, d. h. der Uralte; man nennt ihn auch Omukuru und Obempo, d. h. Hauch, Geist. Er sendet Sonnenschein und Regen; seine Wohnung denkt man sich im hohen Norden. Die Bakwiri verehren einen guten und einen bösen Gott. In Mapanja (Bakwiridorf) nennt man den guten Geist Uwasse, den bösen Mokasse. Der auf dem Götterberge thronende große Gott führt den Namen Uwasse Moto; steht etwas Großes bevor, sei es Gutes oder Böses, so zieht er ein weißes Gewand an (Schnee, der zuweilen auf dem Berge fällt). Die Bewohner von Ugogo nennen das himmlische Wesen Mulungu und rufen es zu verschiedenen Zeiten an. Dem großen Geiste erweisen aber nicht alle Neger Verehrung, weil viele meinen, er stände zu hoch für die Verehrung der Menschen. Nach der Ansicht vieler Neger läßt Gott jetzt die Welt gewähren; er regiert sie nicht selbst, sondern nur die untergeordneten Geister, von denen häufig nur die bösen Verehrung erhalten. Der Fetisch kann sehen und hören, verstehen und handeln, sein Besitzer verehrt ihn und spricht mit ihm, wie mit einem teuern Freunde. Die meisten Gegenstände, welche zum Fetisch geworden, gelangen durch Zufall zur Verehrung. „Ein angesehenener Neger wollte sich mit seiner Familie und seinen besten Sachen in das dänische Fort retten, um einem herandrängenden Feinde zu entgehen. Als er morgens aus seiner Hütte ging, trat er so stark auf einen Stein, daß er heftige Schmerzen davon empfand. Dieser Zufall machte ihn auf den Stein als einen Fetisch aufmerksam. Er hob den Stein augenblicklich auf und ließ ihn nie wieder von sich, da er seine Absicht erreichte und den Gefahren, die ihn bedroht hatten, glücklich entnommen wurde.“ Zum Fetisch kann jedes beliebige Ding werden, ein Stein, ein Stück Holz, ein Baum, ein Berg, ein Wald, ein Fluß, ein Fißch, Salz, Knochen zc. Hat ein Fetisch wiederholt seine Macht gezeigt, so erwirbt er die Anerkennung nicht nur einer Person, sondern auch eines Ortes oder eines ganzen Stammes. Die Fetische eines Ortes oder eines Stammes werden in

einem besonderen Fetischhause aufbewahrt. Es befinden sich darin Tausende von Fetischen; die Hauptsache in dem Fetischhause ist der Stuhl für den Fetisch und eine kleine Matratze, um darauf zu ruhen. Der Fremde hat zu den Fetischhäusern keinen Zutritt. Der Afrika-reisende Zöllner berichtet folgendes über die Fetischhäuser im deutschen Togolande: „Die Fetischhäuser liegen stets am schönsten Punkte des Ortes und haben stets etwas Originelles, ja Künstlerisches. Sie haben vorn eine bogenförmige Öffnung. Überall ist, wo solche Gebäude offen stehen, eine niedrige, etwa 30 cm hohe Mauer angebracht, über die man beim Hineintreten wegschreiten muß. Die Fetischhäuser habe ich, um kein böses Blut zu erregen — obwohl der Neger nichts weniger als fanatisch ist — nicht näher untersucht. Von außen sind sie häufig mit Malereien in hellen Farben verziert, die sich von dem dunkelroten Thon recht grell abheben. In den meisten jener Tiere, deren Nachbildung hier versucht worden, glaubte ich kindisch gezeichnete Pferde zu entdecken, von allen unsern Haustieren dasjenige, welches, weil es hier so selten, dem Schwarzen am meisten imponiert.“ Die Neger haben Fetische für den Krieg und die Jagd, für günstige Winde, klare Augen, starke Beine, Flußfische, Seefische &c.; damit der Neger seines Beistandes gewiß ist, nimmt er ihn mit auf die Jagd oder in den Krieg. „Die gewöhnliche Form des besonders von Reisenden getragenen Fetisches ist ein roter, kugeliges Tuchballen, in den von dem Fetischpriester eine starke Medizin, meistens ein Pflanzenextrakt, eingenäht ist. Oft sah ich meine Leute, wenn sie ermüdet waren, daran riechen. Außerdem sind es Schnüre, in der vielfachsten Weise zusammengeknotet, Wurzeln, Kugeln und was ihnen sonst aufstoßen mag, mit denen der Neger sich behängt. Der Buschmann, den ich in Shemba-Shemba zum Führer annahm, hatte ein 3 Fuß langes Götzenbild am Gürtel baumeln, und würde nie daran gedacht haben, es abzulegen. Im Gegenteil, je schwerere Lasten man einem Neger aufladet, desto mehr Fetische wird er noch seinerseits hinzufügen, um jene zu kompensieren.“ Die Neger glauben fest an die Macht ihrer Fetische, glauben, daß sie das Gute belohnen, begangene Missethaten entdecken und strafen können. Darum bitten die Neger, denen etwas gestohlen, irgend einen großen Fetisch, den Thäter zu entdecken; und in den meisten Fällen gibt der Dieb, durch die Furcht vor der Strafe geplagt, die gestohlenen Gegenstände wieder heraus. In der Kamerungegend werden an Gegenstände, wie Häuser, Felder &c., die man vor Diebstahl schützen will, Bündel von Gras, Blätter oder Kürbisse gehängt, in denen man sich einen schützenden Geist denkt. Ein

Dieb wird vom „Elnug“ geholt und muß eines qualvollen Todes sterben.

Schon von der Geburt an wird das Leben eines Negers unter den Schutz eines mächtigen Fetisches gestellt. Der Fetisch fordert von seinem Verehrer Unterwerfung und Gehorsam, daß er das ihm auferlegte Gelübde hält. Die Gelübde sind natürlich sehr einfacher Art. Die einen verpflichten sich, gewisses nicht zu essen, andere dürfen nicht mit Schuhen über Flüsse gehen, ihr Haar nicht scheeren lassen zc. Die reichen Neger erwählen in ihren späteren Jahren noch viele Fetische, um dadurch ihr Leben vor jeglicher Gefahr zu schützen; aber sie legen sich dadurch auch immer neue Gelübde auf, deren Verletzung der Zorn des Fetisches auf dem Fuße folgt. „Gerade hierin aber“, sagt F. Schulze, „daß der Wilde so knechtisch unter der Gewalt seiner Fetische und seines Gelübdes steht, liegt ein großes pädagogisches Element des Fetischismus. Der Wilde legt sich Pflichten auf — er zügelt sich. Damit entreißt er sich, so wenig es freilich noch ist, dem alles verschlingenden Eigenwillen. Sein Motiv allerdings ist nur Selbstsucht: um mächtig zu sein, nimmt er Gelübde auf sich. Doch gerade diese Selbstsucht ist es hier, welche die Selbstsucht bändigt und zügelt.“

Der Neger drückt dem Fetisch seine Verehrung aus, indem er ihn anbetet und ihm opfert. Die Gaben, welche man dem Fetisch darbringt, sind jedoch in den meisten Fällen von sehr geringem Werte. Leere Krüge schenkt man dem Fetisch, wenn man Regen braucht, Säbel und Dolche, wenn man in den Krieg zieht. Auch Tiere und Menschen (meist Kriegsgefangene) werden dem Gotte zuweilen dargebracht. Die Bakwiri legen vor ihre Verehrungsstätten (Gebüsch, mit einem kleinen Zaun umgeben) Palmöl und Palmkerne in flachen Schalen nieder. Eines Tages setzte ein Neger unter einen Baum, den er verehrte, Speise. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß der Baum nichts esse, antwortete er: „O, der Baum ist nicht Fetisch, der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich in diesem Baume niedergelassen. Freilich kann er die körperliche Speise nicht verzehren, aber er genießt das Geistige davon und läßt das Körperliche, welches wir sehen, zurück.“ Hat nun der Wilde nach Kräften Gaben geschenkt, so verlangt er auch die entsprechende Gegenleistung. Erfüllt aber der Fetisch die Bitten nicht freiwillig, so sucht man ihn dazu zu zwingen, indem man ihn beschimpft, in den Staub wirft und ihn prügelt. Gehen endlich die Wünsche des Negers in Erfüllung, so söhnt er sich wieder mit seinem Fetisch aus und opfert ihm wie vorher.

Die Personen, welche die Tausende von Fetischen und deren geheime Kräfte und Künste kennen, sind die Priester; sie sind die Wissenden, die Zauberer, sie wahr sagen und stehen mit den Geistern in inniger Verbindung. Diejenigen Priester, welche einer bestimmten Lehre angehören, bilden einen geheimen Priesterbund. Diese geheimen Bündnisse besitzen eine unbeschränkte Macht über das ganze Volk; mit tausend Augen sehen sie in das Verborgene, kein Verbrechen entgeht ihnen, sie halten strenges Gericht über die Schuldigen und erteilen die schwersten Strafen. Neben den Priestern und Zauberern gibt es noch Zauberinnen; es sind gewöhnlich die Mädchen der ersten Frau eines Häuptlings. Sie erhalten vor der Thür der Hütte beständig ein Feuer, das man bei schlechtem Wetter in die Hütte bringt. Die Priester sind auch die Ärzte oder Mediziner. Krankheiten werden nach der Ansicht der Neger durch Krankheitsgeister verursacht. Der Fetischpriester sucht nun dieselben durch allerhand Medikamente oder durch die Macht seiner Fetische mit Hilfe eines Faditra zu vertreiben. Faditra ist irgend ein Gegenstand, etwas Gras, ein Kürbis, Asche u. s. w.; wenn der Priester die Übel, von denen der Kranke heimgesucht, über den Faditra hergezählt und auf ihn übertragen hat, wirft er ihn fort und mit ihm zugleich die Krankheit. Die Entzauberung wird so lange wiederholt, bis der Kranke entweder gesund wird oder stirbt, was dann natürlich bloß eine Folge des zu starken Zaubers ist. Über die Macht und das Treiben der Fetischpriester in Kamerun wird uns von Dr. A. Reichenow folgendes berichtet: „Verunglückt jemand durch einen Leoparden, eine Schlange oder ein Krokodil, was namentlich bei der Häufigkeit der Krokodile im oberen Kamerunflusse nicht selten vorkommt, so glaubt man, daß ein Feind des Getöteten das Tier behext habe. Man übergibt also die Angelegenheit dem „Medizinmann“ zur Untersuchung. Letzterer versteht die Sprache der Krokodile, erkundigt sich bei den Altmeistern dieser edlen Zunft nach dem Vorgefallenen und erfährt von demselben die Namen der Übelthäter. Es wird ein Palawer, eine Versammlung berufen, und der Krokodildoktor bezeichnet diejenigen, welche die Krokodilältesten ihm angegeben haben. Selbstverständlich sucht er sich hierbei seine „speziellen Freunde“ aus oder solche, deren Tod ihm irgend welchen Nutzen bringen kann. Die Bezeichneten müssen, um sich vom Verdachte zu reinigen, den Fetischtrank nehmen. Tritt sofort Erbrechen ein, so ist die Unschuld bewiesen, die Krokodile haben gelogen, und der Doktor übernimmt es, sie dafür zu züchtigen. Im andern Falle aber liegt das Verbrechen klar; man macht nicht große Umstände und schlägt dem Missethäter den Kopf ab.“

Die große Macht, welche die Priester besitzen, ist jedoch nicht immer für sie von Nutzen. Wird das Volk von schweren Krankheiten und Not heimgesucht, so schreibt es die Schuld den Priestern zu. „Mit der Vernichtung der vermeintlichen Ursache also hofft es auch die Wirkung zu beseitigen, und nun wird den Priestern der Glaube des Volkes an ihre Macht ebenso verderben- als vorher nutzenbringend. Die Fürsten der Kaffern und Hottentotten lassen bei hartnäckigen und gefährlichen Krankheiten häufig alle Zauberer, deren sie sich bemächtigen können, erstechen.“

Die Zauberei und Hexerei spielen bei allen afrikanischen Völkern eine große Rolle. Wer bei den Bakwiri einen Menschen behext hat, wird getötet, wer sich bei einer Ziege dieses Verbrechens schuldig macht, wird mit Verbannung bestraft. Durch solche Hexenpalawer ist die ehemals volkreiche Ambasinsel in der Ambasbai (Kamerun) fast zu einer Einöde geworden.

Bei den Fetischdienern findet man auch einen gewissen Tierdienst. Affen, Schlangen, Elefanten, Krokodilen, Vögeln und manchen anderen Tieren wird Verehrung gezollt, denn man glaubt, daß auch in Tieren und selbst in Pflanzen eine unsterbliche Seele wohnt. Viele Neger töten die Affen nicht gern, weil sie dieselben für Menschen halten, die bei der Schöpfung etwas beschädigt oder für ihre Sünden bestraft wurden. Man glaubt, die Affen könnten sprechen, wenn sie nur wollten; sie thäten es nur nicht, um nicht zur Arbeit herangezogen zu werden. Jedoch nimmt es der Wilde mit dieser Verehrung nicht so streng; wenn ihm von dem reißenden Tiere Gefahr droht, oder wenn ihn der Hunger zwingt, sich das Fleisch des Tieres zur Speise anzueignen, tötet er das Tier, so heilig es ist. Dem getöteten Tiere erweist er dann freilich noch die gebührende Ehre und sucht seine That bei ihm zu entschuldigen.

Auf einer höheren Stufe des Fetischdienstes finden wir die Verehrung der Himmelskörper. Der Mond gilt bei den Nama mehr als ihr erster Geist u-Tixo. „Der Mond trug einst dem Hasen auf, den Menschen mitzuteilen, wie er selbst immer seine alte Fülle wieder erhalte, so sollten auch sie nach dem Tode wieder ins Leben zurückkehren. Der Hase beging den Irrtum, zu bestellen, sie sollten hinschwinden, wie der Mond es thäte. Daher sterben nun die Menschen. Alte Nama essen keinen Hasen, wahrscheinlich weil er ihnen als Götterbote gilt.“ Die Sonne halten die Nama für ein Stück „klaren Specks,“ das die Schiffer abends durch Zauberei an sich ziehen, sich etwas davon abschneiden und am anderen Morgen durch

einen Fußtritt wieder von sich stoßen. Außer den Himmelskörpern wird auch das Himmelsgewölbe verehrt, doch läßt sich annehmen, daß der Name für das Himmelsgewölbe der Name für einen Gott ist; denn die Sprache der Wilden ist arm an abstrakten Ausdrücken, und sie bezeichnet häufig das Geistige durch sinnliche Bilder. Die Achantis, ebenso die Bakwiri, z. B. nennen das höchste Wesen mit demselben Namen wie den Himmel. Sie verstehen unter diesem Namen oft einen persönlichen Gott, von dem sie sagen, daß er alle Dinge gemacht habe und der Geber alles Guten sei. Er weiß alles, auch die Gedanken der Menschen und erbarnt sich dieser in ihrer Not. Die erste und niedrigste Stufe der Verehrung der Himmelskörper ist diejenige, auf welcher der Mond verehrt und höher als die Sonne geschätzt wird; der Mond ist männlich, die Sonne weiblich. Auf der zweiten Stufe sind beide gleichberechtigt, beide sind männlich. Auf der dritten Stufe gilt die Sonne mehr als der Mond, die Sonne ist männlich, der Mond weiblich.

Daß die Fetischdiener an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glauben, ist aus vielen Bräuchen und Reden zu ersehen. Der Buschmann sagt: Der Tod ist nur ein Schlaf. Die Hottentotten tragen die Toten nicht durch die gewöhnliche Thür zur Hütte hinaus, sondern durch eine neu hergestellte Öffnung, die alsdann wieder geschlossen wird, um die Rückkehr des Geistes in die Hütte zu verhindern. Nach der Ansicht der Kaffern leben die Seelen Verstorbener in gewissen Schlangen, welche oft Glück und Unglück bringen. Kommt eine solche Schlange in eine Hütte und bleibt einige Zeit darin, so ist es der Hausgott, kriecht sie wieder fort, so ist es eine wilde. Die Herero bringen oft Speise an die Gräber, damit die Toten davon essen und fröhlich sein sollen. Die Zauberer begraben sie möglichst weit von dem Wohnorte, damit die Seelen sich nicht wieder zurückfinden.

In religiöser Beziehung ist der Neger nicht fanatisch, besonders der ostafrikanische, der nicht den ausgedehnten Fetischdienst hat, wie der Neger Westafrikas. Wenn er auch von der Macht seines Fetisches überzeugt ist, so erkennt er doch an, daß ein anderer einen noch mächtigeren und besseren Fetisch besitzen kann; er duldet sogar, daß man über seinen Fetisch spottet. Dr. Fischer erzählt: „Als mich bei dem Stamme der Wascheni einst ein Mohammedaner mit spöttischem Lächeln auf die in Miniaturhäuschen aufbewahrten Thonscherben mit Wunderhölzchen und anderen Zauberkräften, welche zu Seiten des zur Ortschaft führenden Weges angebracht werden, aufmerksam machte, sprach einer von den umstehenden Negern mit philosophischer Ruhe das große Wort aus: Kulla mtu ana daua jake, d. h. Jeder Mensch hat seinen Fetisch

C. Besitzungen in der Südsee.

(Siehe Karte 4.)

Die australischen Inseln im allgemeinen.

Nach ihrer Lage zum australischen Kontinente teilt man die australischen Inseln ein in die innere und äußere Kette oder Reihe. Erstere beginnt im Nordwesten mit Neuguinea und schließt im Südosten mit Neuseeland. Sie umfaßt folgende Gruppen: Neuguinea mit den Nachbarinseln, Neu-Pommern (früher Neu-Britannien), Neu-Mecklenburg (früher Neu-Irland), die Admiralitäts-Inseln, die Salomons-Inseln, die Neuen Hebriden, Neu-Caledonien mit den Loyalty-Inseln und Neu-Seeland mit den dazu gehörigen kleineren Inseln. Zur äußeren Inselreihe gehören die zahlreichen Inseln im Großen oder Stillen Ozeane, die sich hauptsächlich zwischen den beiden Wendekreisen nördlich und östlich von der inneren Kette ausbreiten.

Mit Rücksicht auf die Körperbeschaffenheit und äußere Erscheinung der Bewohner teilt man die Inseln ein in Melanesien, Polynesien und Mikronesien.

Zu Melanesien gehören die Inseln der inneren Reihe außer Neu-Seeland; zu Polynesien die Fidji-, Tonga-, Samoa-, Hervey-, Gesellschafts-, Paumotu-, Markesas- und die Sandwichs-Inseln. Die Eingeborenen von Neu-Seeland gehören ebenfalls zu den Polynesiern, doch besteht die jetzige Bevölkerung zum größten Teile aus eingewanderten Europäern. Zu Mikronesien rechnet man die Marschall- und Gilbert-Inseln, die Karolinen-, Ladronen- und Bonin-Inseln.

Der gesamte Flächeninhalt der Inseln beträgt 1 257 129 qkm (22 830 □Meilen), wovon auf Melanesien etwa 933 000 qkm (16 944 □Meilen) kommen.

Nach der Bodenerhebung der Inseln unterscheidet man hohe und niedrige oder Koralleninseln. Mit Ausnahme der Fidji-Inseln sind alle hohen Inseln von vulkanischer Bildung. Noch jetzt ist die Zahl der thätigen Vulkane in den Inseln des Stillen Ozeans eine ziemlich bedeutende; man kennt deren 29, von denen 13 in Melanesien, 8 in Polynesien, 6 in Mikronesien und 2 auf Neu-Seeland liegen. Mikronesien besitzt fast nur Koralleninseln; dieselben erheben sich nur 3—4 m über das Meer, sind arm an Mineralien, bestehen aus Korallenfels, der nur mit einer dünnen Schicht fruchtbaren Bodens bedeckt ist.

Die hohen Inseln sind gewöhnlich von Korallenriffen umgeben, die man je nach ihrer Lage zum festen Lande entweder Küstenriffe oder Kanalriffe nennt. Die ersteren schließen sich der Küste unmittelbar an, sind gewissermaßen nur eine Fortsetzung derselben, und liegen nicht tief unter dem Meeresspiegel, den sie zuweilen auch etwas überragen. Die Kanalriffe, auch Wall- oder Barrierenriffe genannt, sind durch einen Kanal von der Küste getrennt. Ihre Entfernung von derselben ist sehr verschieden und beträgt oft über 100 Seemeilen. Nach außen fallen sie steil in die Tiefe ab, während das von ihnen umschlossene Wasser, die Lagune, nicht sehr tief ist. Außer diesen Riffen unterscheidet man noch Lagunenriffe, welche nicht um eine Insel gelagert sind, sondern nur ein Stück Ozean, einen Salzsee, die Lagune, umschließen. Die aus diesen Lagunenriffen im Laufe der Jahrhunderte entstandenen niedrigen Inseln, die sich durch die von Wind und Wellen herbeigetriebenen Samen mit Pflanzenwuchs bedeckt haben, heißen Atolle.

Die Atolle sind entweder kreisförmig oder oval und umschließen ein ruhiges Wasserbecken, Lagune genannt, das mit dem Meere durch einen oder mehrere Arme in Verbindung steht, oft auch ganz geschlossen ist. Der Durchmesser der Atolle ist sehr verschieden; er beträgt oft nur $\frac{1}{4}$ Meile, steigt aber bis zu 30, ja 80 geographischen Meilen.

Die Flora der australischen Inseln ist der malayischen sehr nahe verwandt, doch finden sich auf Neu-Seeland auch australische, auf Hawaii und den östlichen Inseln Polynesiens, auf denen die Vegetation an Mannigfaltigkeit der Arten abgenommen, amerikanische Elemente vor. Am reichsten und üppigsten ist der Pflanzenwuchs in Melanesien, wo die Inseln häufig mit den herrlichsten und großartigsten Urwäldern bedeckt sind. Spärlich ist der Pflanzenwuchs auf den Koralleninseln. Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Pandanus, Bananen, Bataten, Jams, Taro und Reis sind die hauptsächlichsten dort vorkommenden Kulturpflanzen.

Wie die Pflanzenwelt, so zeigt auch die Tierwelt vorwiegend indischen Charakter und ist ebenso, wie erstere, am reichsten auf den westlichen, besonders den melanesischen Inseln, vertreten. Auffallend ist die Armut an Säugetieren, deren es dort nur etwa 30 Arten gibt. Beuteltiere, Schweine, Ratten und Fledermäuse kommen am meisten vor. Viel zahlreicher an Arten und durch die herrlichste Farbenpracht ausgezeichnet ist die Vogelwelt, die hauptsächlich durch Klettervögel (Papageien), Tauben, Sperlingsartige und Stelzvögel vertreten ist. An Raubvögeln findet man nur einige Arten. Reptilien und Amphibien, namentlich Schlangen und Frösche, sind zahlreich vorhanden, ebenso

Käfer und Schmetterlinge. Die lästigen Moskitos kommen auf allen Inseln vor.

Im allgemeinen herrscht auf den australischen Inseln ein feuchtes Tropenklima. Auf den kleineren Inseln, wo es durch die See gemildert wird, ist es für die Europäer angenehm und erträglich.

Die Bewohner zerfallen in Melanesier und Polynesier; letztere teilt man wieder ein in die eigentlichen Polynesier und die Mikronesier.

Die Polynesier und Mikronesier.

Diese beiden Völkerschaften, die sich nur durch die Sprache und ihre religiösen und politischen Anschauungen unterscheiden, bewohnen die nach ihnen benannten Inselgruppen von Polynesien und Mikronesien. Sie sind im allgemeinen ein schöner und kräftiger Menschenschlag von mittlerer Körpergröße. Das Durchschnittsmaß der Marschallinsulaner beträgt 1,52—1,72 m. Die Reichen und Vornehmen, welche wenig arbeiten, haben meist einen schön gebildeten, oft fetten, aber nicht kräftigen Körper. Weniger schön, aber kräftig sind die Armen und die Bewohner der niedrigen Inseln, die ihren Körper im Kampfe mit den Wogen des Meeres stählen. Die Frauen sind gewöhnlich klein und häßlich. Die Hautfarbe ist dunkelgelb oder hellbraun; bei Wohlhabenden, die sich weniger den heißen Strahlen der Sonne auszusetzen brauchen, ist sie häufig nicht dunkler als bei Südeuropäern. Die Polynesier haben schwarzes, lockiges Haar, das zuweilen kastanienbraun aussieht, ein rundes oder ovales Gesicht, hohe Stirn, vorspringende Backenknochen, dicke Lippen und schöne, weiße Zähne. Die Nase ist häufig gebogen; Hände und Füße sind verhältnismäßig klein. Ihr Charakter zeigt gute, aber auch viele schlechte Seiten. Sie sind freundlich und gut, aber auch leichtsinnig, wankelmütig, geschwätzig, lügenhaft, der Sinnlichkeit und dem Kannibalismus ergeben. Sie haben die Europäer nicht ungern aufgenommen, haben deren gute, leider aber auch deren schlechte Sitten sich rasch angeeignet.

Während jetzt die Zahl der eingeborenen Bevölkerung Polynesiens etwa $\frac{1}{2}$ Million beträgt, war sie vor hundert Jahren bedeutend größer. In den vielen Kriegen, dem Kannibalismus und dem so sehr häufig vorkommenden Kindermorde mögen wohl die Ursachen der Bevölkerungsabnahme zu suchen sein. Das Christentum hat sich in Polynesien ziemlich rasch ausgebreitet. Auf mehreren Inselgruppen,

wie Samoa und Tonga, gibt es schon seit Jahren Geistliche und Lehrer, die aus den Eingeborenen hervorgegangen sind.

Große Vorliebe haben die Polynesier für Musik, Spiel und Tanz. Nicht nur zum Tanz und zu Festlichkeiten, die gewöhnlich mit allerlei Unsittlichkeiten verknüpft sind, zu Wettkämpfen, Wettrennen, Kriegsspielen oder beim Auszug in den Kampf erklingt die Musik, auch fast alle ihre Arbeiten begleiten sie mit Gesang. Ihre Gesänge, in denen sich Sinn für Rhythmus und Reim ausdrückt, sind weniger heiterer, als ernster und feierlicher Natur. Beim Singen wird gewöhnlich das an und für sich schon nicht schöne Gesicht durch die ungeheuerlichsten Verzerrungen des Mundes sehr entstellt. Trommeln, Bambusflöten und Muscheltrompeten sind die gebräuchlichsten Musikinstrumente. Anderson, ein Begleiter Cooks, gibt uns folgende Schilderung von einer musikalischen Aufführung auf Tonga: „Achtzehn Männer setzten sich in den weiten Kreis der Zuschauer, von ihnen hatten vier oder fünf lange Bambusröhre, unten geschlossen, oben offen, die sie in fast senkrechter Richtung in langsamem Takte beständig auf den Boden stießen; sie erzeugten dadurch bei der verschiedenen Länge der Röhre verschiedene Töne, die indessen alle dumpf klangen. Um diesen gleichsam das Gleichgewicht zu halten, schlug ein anderer Musiker mit zwei Stäben ein langes, gespaltenes Bambusröhr, welches vor ihm auf dem Boden lag, und erzeugte damit Töne, die ebenso hell, wie jene dumpf klangen. Der Rest dieser Musikbande sang eine langsame, weiche Melodie, welche die rauheren Noten der einfachen Instrumente so milderte, daß keiner der Umstehenden, wenn auch gewöhnt, die kunstvollsten Harmonieen zu hören, umhin konnte, die Kraft und den angenehmen Wohlklang dieser einfachen Musik anzuerkennen.“

Das Wissen der Polynesier, das hauptsächlich aus Göttersagen, wichtigen Ereignissen des Stammes und etwas Sternkunde besteht, pflanzt sich durch mündliche Überlieferung fort. Die Erhaltung und Forterbung ihrer Kenntnisse ist meist Sache der Priester.

Wo das Christentum unter den Eingeborenen noch nicht Eingang gefunden, herrscht noch allgemein die Vielweiberei. Die Weiber nehmen in der Familie eine sehr untergeordnete Stellung ein. Das Gesetz verbietet ihnen, mit dem Manne an einem Feuer zu kochen, an derselben Mahlzeit teilzunehmen; auch von vielen Festen sind sowohl sie als auch die Kinder ausgeschlossen. Das Band der Ehe ist ein sehr lockeres; Ehescheidungen sind daher nicht selten, und die so häufig vorkommenden Kindermorde mögen wohl teilweise hierin ihren Grund haben. Etliche Tage nach der Geburt eines Kindes wird demselben

unter Besprengung mit Wasser und unter Anrufung des Gottes ein Name gegeben. In manchen Orten ist es Sitte, bei dieser heiligen Handlung ein Bäumchen zu pflanzen, daß es mit dem Kinde wachse und gedeihe. Auch die übrigen Hauptereignisse im Leben der Kinder, wie z. B. bei den Knaben die Aufnahme unter die Krieger, geschehen unter mancherlei ceremoniellen Gebräuchen. Das Volk ist in mehrere Klassen, in Adlige, Freie und Sklaven, geschieden. Dem Könige (Häuptlinge) folgt in der Regierung der älteste Sohn seiner Schwester. Trotz der großen räumlichen Entfernung der polynesischen Völkerschaften untereinander zeigt ihre Sprache nur geringe Abweichungen; dagegen ist die Sprache der Mikronesier nicht nur von der polynesischen wesentlich verschieden, sondern zeigt auch selbst vielfache Unterschiede.

Die Kleidung der Polynesier ist ziemlich einfach. Die Männer tragen einen Gürtel aus Zeug, der um die Hüften gebunden und zwischen den Beinen hindurchgezogen ist; Reiche haben auch wohl den Oberkörper durch ein mantelartiges Tuch bedeckt. Bei den Frauen ist der Gürtel durch einen Rock ersetzt; Kinder gehen ganz nackt. Häufig wird der Körper durch Baden gereinigt, danach aber wieder über und über mit Kokosöl gesalbt. Überaus groß ist die Puhsucht der Polynesier. Das mit Kokosöl gesalbte Haar wird mit allerlei Federn, besonders den roten Schwanzfedern des Tropikvogels, und mit wohlriechenden Blumen — rote und gelbe sind besonders beliebt — geschmückt. In der durchbohrten Nasenscheidewand stecken Blumen und Federn und in den Ohrläppchen Stücke Grünstein, Menschen- und Haißischzähne und dergl. Selbst der obere Ohrrand ist häufig noch durchbohrt und mit allerlei Gegenständen geschmückt. Farbige und glänzende Muscheln, die ihnen das Meer in reichem Maße liefert, werden ebenfalls als Schmuckgegenstände benutzt; zu Ketten verbunden, dienen sie als Arm-, Hals- und Beinschmuck. Auch aus Schildpatt wissen sie geschickt Armbänder anzufertigen. Das Tätowieren ist allgemein Sitte, hat aber nicht immer nur den Zweck, eine Zierde des Körpers zu sein. Auf manchen Inseln wird es als eine heilige Handlung betrachtet, die vom Priester unter Gebet und Gesang ausgeführt wird. Aus der Art und Weise der Tätowierung, ob reich, ob wenig, ob im Gesicht oder anderen Teilen des Körpers, ist vielfach der gesellschaftliche Rang der Person zu erkennen. Auf den Marshallinseln ist z. B. das Tätowieren der Wangen nur den Häuptlingen vorbehalten. „Die Tätowierung geschieht in der Weise, daß erst die gewünschte Figur auf den betreffenden Körperteil gezeichnet und dann ein Stäbchen mit Stein-, Knochen- oder Eisen- spitze vermöge eines Hammers in fortlaufenden Punkten längs dieser

Linien eingetrieben wird.“ Vögel, Schlangen, Eidechsen und kunstvoll verschlungene und gewundene Linien sind gewöhnlich die Figuren, welche man eingräbt.

Die Nahrung der Polynesier ist vorwiegend eine vegetabile, besonders bei den Armen, und besteht in den Früchten der gezogenen und wildwachsenden Pflanzen. Taro, Yams, Batate, Brotsfrucht, Frucht, Kokosnuß und Pandanusfrucht sind die Hauptnahrungsmittel. Auf den Koralleninseln bilden die beiden letztgenannten Früchte oft die einzige Nahrung. Aus dem Tierreiche werden Fische, Muscheln, Krebse, wohl auch Ratten gegessen. Schweine, Hunde, Geflügel und Schildkröten sind, wo sie auf den Inseln vorkommen, den Häuptlingen und Vornehmen vorbehalten. Ratten werden auf Tahiti nur von den Weibern gegessen. Da die meisten Vögel von den Eingeborenen für heilig gehalten werden, ist die Zahl derer, die als Nahrung dienen, nur gering. Die Speisen, welche mit Seewasser gewürzt werden, werden entweder gekocht oder gedämpft, was in der Weise geschieht, daß sie in Löchern auf heiße Steine gelegt und wieder mit heißen Steinen, Blättern und Erde bedeckt werden. Das so bereitete Fleisch soll sehr schmackhaft sein und sogar von manchen Europäern unserem Braten vorgezogen werden. Erdene und metallene Gefäße sind in Polynesien noch nicht allgemein verbreitet. Das Wasser erhitzt man in hölzernen Gefäßen durch hineingeworfene glühende Kohlen; man benutzt dasselbe gewöhnlich zu dem Zwecke, die Muscheln leichter und rascher zu öffnen. Die Mahlzeiten finden meist im Freien statt, der Boden dient als Tafel, Blätter als Tischtuch: in Bananenblätter gewickelt, werden die Speisen aufgetragen. Gewöhnlich wird zweimal täglich gegessen; ist jedoch viel Vorrat vorhanden, so werden die Mahlzeiten vermehrt und die Zwischenzeiten durch Gesang, Tanz und Spiel ausgefüllt. Als Getränke dienen Wasser, Kokosmilch und Palmwein, der aus dem Palmensaft bereitet wird. Zum Genuß von Branntwein und Tabak, wie auch zur Bereitung geistiger Getränke, sind die Polynesier von den Europäern verführt worden.

Das Hauptgetränk der Polynesier ist jedoch Kava oder Ava, das bei keiner Festlichkeit fehlt. Die Kava ist ein nicht berauschendes, den Appetit reizendes Getränk. Die Zubereitung desselben aus den Wurzeln des *Piper methysticum* ist folgende: „Eine flache, auf drei kurzen Füßen ruhende Schale aus hartem Holze wird auf den Fußboden gestellt, und junge Mädchen und Frauen lagern sich im Kreise um dieselbe, brechen kleine Stücke der getrockneten Avawurzel, welche 20 kg schwer werden kann, ab, stecken dieselben in den Mund und speien,

nachdem die Wurzel gut durchkaut ist, den Brei in die Schale aus. Nachdem Wasser hinzugethan und das Gemisch ungerührt wurde, ist das Getränk fertig. Eine Kokosnußschale oder, wie auf Tonga, kunstreich viereckig gefaltete Becher aus Pisangblättern dienen als Trinkgefäß und werden mit großem Behagen geleert. Das Getränk selbst ist eine dunkelgraue, schmutzig aussehende Brühe von einem keineswegs angenehmen bittern Geschmacke.“

Die Wohnorte sind gewöhnlich an einem günstigen Orte am Strande angelegt. Sie zeichnen sich durch große Reinlichkeit aus, die Straßen sind gepflastert, jedes Haus steht für sich allein und ist mit Gärten und Feldern umgeben. Da das Haus als eine geheiligte Stätte angesehen wird, ist die Errichtung desselben mit vielen Ceremonieen und Opfern verbunden. Die Hütten sind meist niedrig und haben eine länglich = viereckige Form, doch kommen auch hier und da Abweichungen vor. Sie sind aus Pfeilern gebaut, die mit einem vorspringenden Dache aus Palmblättern, Schilf und Zweigen bedeckt sind. Die Wände, in denen Fenster und Thüren fehlen, bestehen aus Matten oder Rohr und ruhen bei größeren Häusern auf Steinfundamenten. Balken und Pfeiler werden mit allerhand Schnitzereien versehen. Das Innere der Hütte ist in mehrere Abteilungen geschieden und wird sehr reinlich gehalten. In der Nähe des Mittelpfeilers ist im Boden eine Vertiefung, die als Herd dient. Hier ist der Ruheplatz für den Hausherrn und dessen Hausfrau, und hier werden auch die Waffen und Geräte, oft in recht geschmackvoller Anordnung, aufbewahrt. Außer einem aus Holz gearbeiteten Kopfschemel sind in der Hütte keine Möbel zu finden. Nur da, wo die Europäer mit ihren Handelsartikeln hingekommen, trifft man in den Hütten der Häuptlinge Stühle und wohl auch eine Kommode zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke. Selbst in den christlichen Kirchen ruhen Männer und Weiber mit untergeschlagenen Beinen auf Matten. In Mikronesien gibt es außer den kleinen niedrigen Hütten auch hier und da größere zweistöckige Häuser, deren oberer Raum gewöhnlich zum Schlafen dient. In keinem Orte Polynesiens aber fehlt wohl ein großes, langes Haus, dessen Wände mit Malereien und dessen Balken reichlich mit Schnitzwerk und Schmuck versehen sind. Es ist dies das Gemeinde- oder Gesellschaftshaus, das zu Versammlungen und Festlichkeiten und zum nächtlichen Aufenthaltsorte der unverheirateten jungen Männer dient.

Außer auf den Koralleninseln, besteht die Hauptbeschäftigung der Polynesier im Landbau, der überall gut entwickelt ist; selbst auf Inseln mit unfruchtbarem Boden sucht man noch Jams, Taro, Pisang,

Bataten und Kartoffeln zu bauen. Man findet umzäunte Felder mit Bewässerungsanlagen, in den Gärten ist das Land in Beete eingeteilt und mit Zierblumen und wohlriechenden Sträuchern bepflanzt. Vor allem wird Taro gezogen, da die Wurzel dieser Pflanze zur alltäglichen Nahrung gehört. Auf manchen Inseln sucht man die Fruchtbarkeit des Bodens durch Düngen zu erhöhen. Die Geräte zum Bebauen des Feldes sind sehr dürftig und bestehen häufig nur aus einem hölzernen Spaten.

An Haustieren findet man das Schwein, den Hund und das Huhn. Die Schweine werden mit großer Sorgfalt gepflegt, ja die Zärtlichkeit geht zuweilen sogar so weit, daß junge Schweinchen von Frauen gesäugt werden. Der Genuß des Schweinefleisches ist jedoch fast ausnahmslos den Häuptlingen und Vornehmen vorbehalten; mit Vorliebe wird das Fett gegessen, das allgemein als Leckerbissen betrachtet wird.

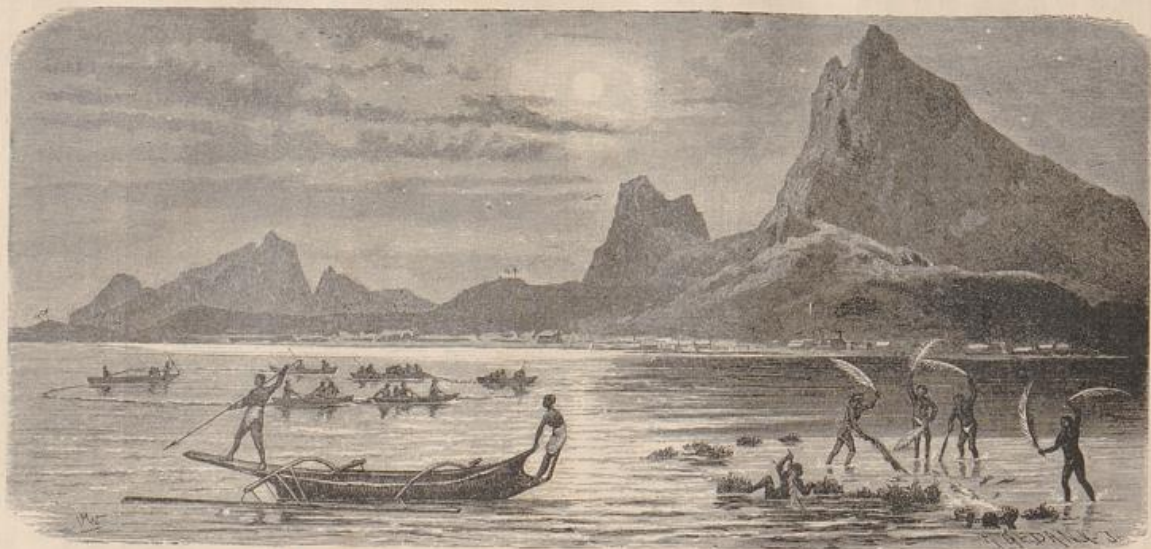
Die Fischerei ist überall gut ausgebildet; auf Hawaii wird sogar künstliche Fischzucht getrieben. Man betreibt den Fang durch Angelhaken, die aus hartem Holze, Muscheln oder Vogelknochen angefertigt sind, mit Netzen und durch Speere, mit denen namentlich nachts beim Fackelschein die Fische durchbohrt werden. Auch mancher künstlicher Mittel bedienen sich die Polynesier beim Fischfang, so werden z. B. gewisse Kräuter, nachdem sie getrocknet und zerstoßen sind, auf das Wasser gestreut, um die Fische zu betäuben.

Auf den Bau der Boote wird in Polynesien und noch mehr in Mikronesien viel Mühe und Zeit verwandt. Man arbeitet sie aus großen Baumstämmen, die entweder mittels Feuer oder mit dem Beile ausgehöhlt werden. Da der Bau derselben, wie auch der großer Häuser, als eine Kunst angesehen wird, wird er von besonderen Meistern ausgeführt, die beim Volke in hohem Ansehen stehen. Kleinere Boote werden durch Ruder, größere durch Segel, die aus Matten bestehen, fortbewegt. Um das Umschlagen der Boote zu verhindern, werden oft zwei durch Stangen miteinander verbunden.

Da auf den meisten Inseln Polynesiens größere Tiere nicht vorkommen, bietet sich den Bewohnern zur Jagd wenig Gelegenheit. Dr. F. Kachel sagt: „Wer weiß, ob nicht der Mangel aller Möglichkeit, im Weidwerke der Mordlust und Grausamkeit, selbst dem Ehrgeize, dem Thatendrange Auslaß zu verschaffen, die Unaufhörlichkeit der Kriege, die Grausamkeit des Menschen gegen den Menschen ebenso mitverschuldet, wie der Mangel am Fleische großer Tiere seinen Anteil am Kannibalismus haben mag?“ Dem ist doch wohl entgegenzuhalten,



Vertiebene Zeiten des Fischfangs an polynesischen Küsten.



Verschiedene Arten des Fischfangs an polynesischen Küsten.

daß viele afrikanische Völkerschaften, die doch gewiß sehr viel Gelegenheit zur Jagd auf die größten und gefährlichsten Tiere haben und sie auch benutzen, um ihre Mordlust und ihr Verlangen nach Fleischspeise zu befriedigen, dennoch dem Kannibalismus ergeben sind. W. Powell glaubt annehmen zu dürfen, daß die Ursache des Kannibalismus unter den Bewohnern dieser Inseln in einer großen Dürre und Hungersnot, welche vorzeiten auf diesen Inseln geherrscht, zu suchen sei; um das Leben zu retten, habe man Menschenfleisch gegessen. In der Anfertigung der Waffen und Geräte, die in der Form große Mannigfaltigkeit zeigen, entwickeln die Polynesier große Geschicklichkeit. Sie haben in dieser Beziehung das möglichste geleistet, wenn man bedenkt, daß ihre Werkzeuge nur aus Knochen, Muscheln und Steinarten bestanden; denn auf den Koralleninseln und auch auf vielen vulkanisch entstandenen Inseln sind Erze nicht vorhanden; Holz, Thon, Steine und Muscheln waren also auch die einzigen Stoffe zur Herstellung der Waffen und Geräte. Nachdem sie durch die Europäer das Eisen kennen gelernt hatten, wußten sie dessen Wert gar bald zu schätzen. Anfangs trugen sie Eisenstückchen als Schmuck, bald aber setzten sie in ihre Beile Stücke von eisernen Fajreisen an Stelle der Tridacna-Muschelschalen, und heute haben sie in der Bearbeitung des Eisens schon eine ziemliche Fertigkeit erlangt.

Die Hauptwaffen der Polynesier sind Speere, Beile, Keulen und hölzerne Dolche und Schwerter; die Mikronesier verstehen auch mit großem Geschick die Schleuder zu gebrauchen. Die Speere sind aus dem Holze der Kokospalme oder aus hartem Kasuarinenholze gearbeitet. Die Spitze ist häufig mit Widerhaken versehen und besteht entweder aus dem durch Brand erhärteten Holze des Speeres oder aus Haifischzähnen, dem Schwanzstachel des Rochens und Knochen-splittern.

Die Melanesier.

Die Melanesier, deren Zahl ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen beträgt, bewohnen die Inseln, welche man mit dem Namen Melanesien bezeichnet, doch kommen sowohl Melanesier in Polynesien vor, wie sich umgekehrt auch polynesishe Elemente auf den melanesischen Inseln vorfinden. Die Küstenbevölkerung von Neuguinea z. B. ist eine sehr gemischte. In Beziehung auf die Hautfarbe und Körperbeschaffenheit herrscht unter den Melanesiern große Verschiedenheit. Hier und da gleichen sie in der Hautfarbe den Polynesiern, auf andern Inseln den Bewohnern

der Molukken und wieder andere, wie die Papua auf Neuguinea, haben fast ein völlig negerartiges Aussehen. Die Hautfarbe der Melanesier steigt also von der helleren der Polynesier bis zur Negerfärbung. Auch in Rücksicht auf ihre Geistesbildung zeigt sich ein großer Unterschied; man findet sie vom Standpunkt der tiefsten Rohheit an bis zu polynesischer Bildung (Fidschianer). Die Melanesier erreichen eine Durchschnittsgröße von 1,50 bis 1,60 m, sind also im allgemeinen von kleinem Wuchse. Eine Ausnahme machen die Papua, die einen großen und kräftigen Körperbau haben. Die Bergbewohner haben auffallend magere Arme und Beine, zuweilen auch eine gebogene Nase. Die widerliche, oft affenähnliche Gesichtsbildung mit dem Ausdrucke der Wildheit gibt den Melanesiern ein häßliches Äußere. Sie haben wolliges und krauses Haar, schmale Stirn, tiefliegende, dunkle Augen, hervorstehende Backenknochen, eine flache und breite Nase und einen großen und breiten Mund mit wulstigen Lippen. Das Kinn ist ziemlich dick und die obere Kinnlade etwas vorragend.

Von Charakter sind die Melanesier mißtrauisch, verräterisch, prahlerisch, diebisch, grausam und kriegslustig. Sie sind sehr empfindlich, fühlen sich leicht verletzt und klagen und weinen dann wie Kinder. Beleidigungen suchen sie stets zu rächen, und wenn auch Jahre darüber verstreichen. Doch kommen auch edlere Seiten in ihrem Wesen vor, sie zeigen sich auch freundlich und gefällig, gastfrei und friedliebend.



Tanzmasken.

Von den Bewohnern der Insel Neupommern (früher Neubritannien) sagt Finck: „Die Neubritannier (Neupommern) sind Fremden gegenüber zwar sehr bettelhaft, aber nicht minder geschickt im Handel, für den sie als besonderes Verkehrsmittel das Muschelgeld, Diwarra, besitzen, das in der Verwendung genau unserem Gelde entspricht. Es gibt daher, obwohl äußerlich nicht unterscheidbar, Arme, Bemittelte,

Reiche, Schwerreiche, ganz ähnlich wie bei uns; sogar reiche Mädchen und Frauen. Ganz wie man in Amerika von Jemand sagt: ‚der ist eine Million wert‘, so heißt es hier: ‚der ist zehn oder mehr Ringe Diwarra wert!‘“

Musik und Tanz lieben sie wie die Polynesier; ihre Hauptmusikinstrumente sind Trommeln und Flöten. Bei den Tänzen kommen oft Masken zur Anwendung, die aus Holz gearbeitet und mit Malereien und Schnitzwerk versehen sind.

Das Familien- und gesellschaftliche Leben hat mit dem polyneesischen vieles gemein. Ersteres zeigt wenig häuslichen Charakter und entbehrt der Anmut, denn die Frau nimmt auch hier eine sehr untergeordnete Stellung ein. Polygamie ist allgemein verbreitet, doch kommt es bei der ärmeren Bevölkerung wohl selten vor, daß ein Mann mehr als eine Frau besitzt. Beim Tode des Mannes geht die Frau an dessen Verwandte über. Den Sklaven wird eine ziemlich gelinde Behandlung zuteil, man gewinnt dieselben teils durch den Krieg, indem alle Gefangenen zu Sklaven gemacht werden, oder man kauft sie für Waren, die etwa einen Wert von 50 — 100 Mark haben. Außer der allgemeinen Einteilung des Volkes in Adelige, Freie und Sklaven, bestehen hier zum teil noch besondere Klassen nach der Beschäftigung. Es gibt nämlich Dörfer, in denen fast nur Krieger oder Fischer, Schiffer, Zimmerleute, Töpfer zc. wohnen. Am niedrigsten im Range stehen die Köche. Kämpfe und Streitigkeiten sind unter den zahlreichen Stämmen sehr häufig, da die Häuptlinge einander immer zu überbieten suchen. Schlaueit und List spielen in den Kriegen, die bisweilen auch ganz unblutig verlaufen, eine Hauptrolle. Sind auf beiden Seiten etliche Opfer gefallen, deren Grab natürlich der Magen der Feinde ist, oder ist man das Kriegesleben überdrüssig geworden, so wird vorläufig Friede geschlossen, um zu geeigneter Zeit den Kampf wieder zu beginnen. Die Vorrechte, die ein Häuptling genießt, sucht er auf jede mögliche Weise sich zu erhalten. Auf Neupommern findet er hierin eine mächtige Stütze in dem Duck-Duck-Systeme. Die Personen, welche den Duck-Duck spielen, sind in schreckhafter Weise maskiert. Sie tragen einen von den Armen bis zu den Knien reichenden weiten Blätterrock, der aus den Blättern einer palmähnlichen, stacheligen Rohrart gefertigt ist. Auf diesem Blätterrocke erhebt sich ein spitzer Turm; derselbe besteht aus den Blattrippen einer Palme, ist an seiner Spitze mit einem Feder- oder Blätterbusche verziert und an seinem unteren Teile, der mit Palmenfasern dicht verwoben ist, mit Gesichtern und allerlei anderen Figuren rot, gelb, schwarz und weiß phantastisch bemalt. Weiber und Kinder fliehen,

wenn die Duck=Duck in ihrer furchterregenden Kleidung und unter lautem Rufen einem Orte sich nähern. Die Duck=Duck sind unverleglich, sie sammeln Strafgeelder ein und erteilen Strafen; wird ihnen nicht Folge geleistet, so strafen sie den Schuldigen dadurch, daß sie sein Haus anzünden oder ihn töten. Sie bilden einen geheimen Bund, und nur derjenige kann in denselben aufgenommen werden, welcher imstande ist, eine bestimmte Summe Divarra zu zahlen. Bei Todesstrafe ist es jedem Uneingeweihten verboten, in die Geheimnisse des Bundes einzudringen, und auch diejenigen Mitglieder, welche die Bundesgeheimnisse ausplaudern, sind dem sicheren Tode verfallen.



Duck = Duck.

Doch nicht überall verfolgen die Duck=Duck nur diesen richterlichen Zweck, vielmehr scheint an manchen Orten ihre Hauptthätigkeit darin zu bestehen, große Festlichkeiten zu veranstalten, bei welchen sie ihre Tänze aufführen. Diese Feste kehren regelmäßig wieder, dauern etwa 14 Tage, sie beginnen und schließen mit großen Schmausereien. Auf den Salomonsinseln ist die Würde des Häuptlings nicht erblich; nur dem Tapfersten, der von den Ältesten des Stammes gewählt wird, wird sie zu teil.

Die Kleidung der Melanesier ist im allgemeinen sehr dürftig und zeugt von ihrer Roheit. Die Männer gehen fast ganz nackt, tragen höchstens einen schmalen, kaum bemerkenswerten Gürtel um die

Hüften, zuweilen auch nur eine Muschel- und Blattverzierung; die Frauen sind mit einem bis an die Kniee reichenden Rocke bekleidet, Kinder gehen vollständig nackt. Mehr Sorgfalt, Mühe und Zeit verwenden die Melanesier auf die Frisur des Haares und den Schmuck. Das Haar, das mit Kalkwasser gefärbt wird, tragen sie in den verschiedensten Formen; die einen binden es auf dem Scheitel zusammen, andere stecken es in ein Bambusrohr, wieder andere flechten es in viele kleine Zöpfechen. Reich ist der Schmuck der Stirn, der Ohren und der durchbohrten Nasenscheidewand an Muscheln, Schildpatt, Zähnen, Holz, Steinen und dergl., und um den Hals, um Arme und Beine werden Bänder und Ringe getragen. Als Schmuckgegenstände sind besonders zu nennen: Rosetten aus gelben und roten Kakadu- und Papageienfedern, geschmackvoll verzierte Muschelscheiben, verbundene Eberzähne, Stirn- und Halsbänder und Ketten aus Menschen- und Hundezähnen. Der Körper wird oft mit Kokosöl gesalbt und danach reich bemalt. Bei den Bewohnern der Anachoreten- und Salomonsinseln wird das Haar geschoren oder in Zöpfe geflochten, darauf mit Gummi zusammengeklebt und schwarz, weiß, rot und gelb bemalt. Wohlhabende halten sich besondere Haarträusler, die oft stundenlang mit der Herstellung der Perücken beschäftigt sind. Das Tätowieren ist bei den Melanesiern nicht so allgemein gebräuchlich wie in Polynesien. Doch findet man bei ihnen noch Kopfbedeckungen, wie Turbane (auf Fidji) und Käppchen und Mützen, die aus Matten hergestellt werden, und auf den Köpfen der Krieger erblickt man mächtige Federbüsche und helmartige, furchterregende Gegenstände.

Außer Früchten, die die Hauptnahrung ausmachen, dient das Fleisch der auf den Inseln vorkommenden Tiere, der Fische und anderer Seetiere zur Speise, auch Ungezieser wird zuweilen verzehrt. Fleisch und Früchte, deren Zubereitung in ähnlicher Weise geschieht wie in Polynesien, verstehen die Melanesier durch Räuchern und Trocknen zu erhalten. Täglich finden zwei Mahlzeiten statt; Feuer gewinnen die Melanesier durch Aneinanderreiben zweier Hölzer. Der Saft der Kokosnuß, Palmwein und die allgemein bekannte Kava sind ihre Getränke. Branntwein und Tabak haben sich erst durch die Europäer hier eingebürgert. In ganz Melanesien verbreitet ist das sogenannte Betelkauen, nämlich das Kauen der brennend gewürzhaft schmeckenden Blätter eines kletternden Strauches, des Kau- oder Betelpfeffers (*Piper Betle*).

Die melanesischen Wohnungen sind denen der Polynesier ähnlich; auch hier werden dieselben aus Pfeilern gebaut und mit einem Dache

aus Palmblättern, Stroh und dergl. bedeckt. Neben der länglich-viereckigen Form findet man auf Neuguinea und den Admiralitäts-Inseln auch runde und ovale Hütten, die ein kegelförmiges Dach haben, das bisweilen einem Bienenkorbe nicht unähnlich ist. Große, mehr hausartige Wohnungen von 40 m Länge trifft man auf den Fidjchi-Inseln, Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg; diese Häuser weichen auch im Bau etwas von den gebräuchlichen ab. Bald ist das Dach gebogen und steht weit über die Seitenwände vor (Neu-Mecklenburg),



Pfahldorf an der Nordküste von Neuguinea.

bald ragt es nur wenig über und hat an beiden Seiten eine Art Türmchen (Neu-Pommern). Pfahlbauten, die in Melanesien nicht selten vorkommen, gleichen im Bau den andern Hütten; ein schmaler Steg führt vom Lande zu einem solchen Dorfe, dessen sämtliche Häuser durch Bretter miteinander verbunden sind. Ähnlich den Pfahlbauten gibt es auf Neuguinea Hütten, die, des größeren Schutzes wegen, auf einem hohen Gerüst stehen, und zu denen man nur mittels einer Leiter gelangen kann. Diese, wie auch die Pfahlbauten und noch mehr die Baumwohnungen, die in dem Geäst eines hohen Baumes angebracht sind, bieten im Innern wenig zur Bequemlichkeit; Bretter dienen als Bett, etwas Flechtwerk, mit Erde bedeckt, ist der Herd. Ziemlich reich

an Hausgerät und Möbeln sind die Hütten der Fidschianer. An Größe und Einwohnerzahl sind die melanesischen Dörfer sehr verschieden.



Baumhaus.

Während auf den Admiralitäts-Inseln die Dörfer nicht mehr als 20–30 Hütten haben, gibt es auf Neuguinea solche mit 250 Häusern und 2000 Einwohnern.

Ackerbau wird in Melanesien überall und auch oft mit großer Sorgfalt betrieben; doch ist es natürlich, daß die Küstenbewohner sich weniger damit beschäftigen, als die Bewohner des Binnenlandes, wie auf Neuguinea. Die Felder sind gewöhnlich gut eingeteilt und liegen in der Nähe der Wohnungen. Der Boden wird von den Männern mittels zugespitzter Stäbe umgearbeitet, von den Frauen geebnet und dann bepflanzt. Angebaut werden hauptsächlich Yams, Taro, süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Kokospalmen, Brotfrucht, Bananen, Arekopalmen und Papiermaulbeerbäume. Seine höchste Entwicklung hat der Ackerbau auf den Fidjchi-Inseln erreicht.

Neben dem Ackerbau ist bei den Küstenbewohnern die Fischerei die Hauptbeschäftigung; Kege, Speere, Pfeile sind die gebräuchlichsten Werkzeuge beim Fange der Fische, doch sucht man sie auch, wie in Polynesien, durch Betäubung oder mittels Wehre zu fangen. Angeln sind nur auf den Salomonsinseln im Gebrauch, wo man sie aus Schildpatt und Perlmutter anfertigt und an einer Bastschnur befestigt. Der Fang der Schildkröten nimmt eine hervorragende Stellung ein und ist mit vielen Zeremonien verbunden.

Da auf den melanesischen Inseln die Zahl der Landtiere schon eine größere ist, bietet sich hier mehr Gelegenheit zur Jagd; und es gibt auch auf Neuguinea Dörfer, deren Bewohner sich fast ausschließlich durch die Jagd ernähren. An vielen Orten gehört jedoch die Jagd allein dem Häuptlinge.

Die Anfertigung von Thonwaren ist in Melanesien allgemein verbreitet, doch zeichnen sich die Bewohner von Neuguinea, der Admiralitäts-Inseln, der Fidjchi- und etlicher Salomons-Inseln besonders in dieser Kunst aus. Die Gefäße haben Glasur, sind mannigfaltig an Form und Größe, haben verzierte Deckel, aber nie einen seitlichen Henkel.

Zur Bereitung der Kleiderstoffe liefern die Gummi- und Papiermaulbeerbäume die Stoffe. Matten und Körbchen macht man aus Kokosfasern, Pandanusblättern und Binsen. Die Hauptwaffen der Melanesier sind Speer, Keule, Beil, Bogen, Messer und Dolche. Schilde sind, außer auf Neuguinea und den Salomons-Inseln, nicht im Gebrauch. Die Waffen zeigen auf den verschiedenen Inseln immer wieder andere Bearbeitung und legen Zeugnis ab von dem Geschmack und der Kunstfertigkeit der Bewohner. Bogen und Pfeile findet man nicht überall, auch die Vergiftung der Pfeile durch Pflanzen- und Leichengift ist selten. Auf Neuguinea und den Fidjchi-Inseln werden

in den Kämpfen noch Fußangeln benutzt; dieselben bestehen aus spitzen Bambusstäbchen, die in die Erde gesteckt werden.

Bis zur Einführung des Eisens, das die Herstellung der Geräte etwas erleichtern half, bestanden die Werkzeuge der Melanesier in Muscheln, Seeigeltacheln, Bimstein und der Steinaxt.

Die Religion der Melanesier, Polynesier und Mikronesier.

Die Religionen der genannten drei Völkerschaften sind nicht wesentlich von einander verschieden. Es ist jedoch sehr schwer, sich ein deutliches Bild, eine völlig klare Vorstellung von der Religion dieser Völker zu machen, weil einesteils das gemeine Volk gar nicht imstande ist, genaue Auskunft darüber zu geben, andernteils die Priester und Ältesten des Volkes solches höchst ungern thun. Bei manchen Völkerschaften ist überhaupt von Religion und Gottesdienst nicht viel zu sehen und zu merken, und so ist es gekommen, daß Missionare, nachdem sie drei Jahre auf einer Station in Australien thätig gewesen, die feste Überzeugung hatten, die Eingeborenen verehrten keinen Gott; erst später sahen sie, daß das Volk an ein höchstes Wesen glaubte. Auch die Mitteilungen der Priester und Gebildeten des Volkes sind nicht sehr zuverlässig, da es diesen Leuten zu schwer wird, ihre Gedanken klar und richtig auszudrücken. Codrington sagt: „Ein Eingeborener, der wenig Englisch versteht, oder der versucht, mit einem Engländer in seiner eigenen Sprache zu verkehren, findet es viel leichter, zu allem, was der Weiße andeutet, zu nicken, oder solche Worte zu gebrauchen, die ihm eben bekannt sind, ohne daß er sich von ihrer Bedeutung genaue Rechenschaft geben kann, als sich abzuquälen, um gerade das auszudrücken, was er auf dem Herzen hat. In dieser Weise erhalten Reisende, was sie für ganz zuverlässige Mitteilungen von den Eingeborenen halten, und drucken dann Dinge, die denen, welche wirklich eine genaue Kenntnis davon haben, ganz lächerlich klingen.“

Bei allen diesen Völkerschaften findet sich der Glaube an eine übernatürliche Kraft oder Macht, an ein höchstes, ursprüngliches Wesen, von dem jedoch das Volk eine sehr unklare Vorstellung hat, und das auf den verschiedenen Inseln immer wieder mit einem andern Namen bezeichnet wird. Von der Religion der Melanesier schreibt Codrington: „Es gibt einen Glauben an eine Kraft, ganz verschieden von Naturkräften, die in allen möglichen Weisen Gutes und Böses schafft, und die zu besitzen oder zu beeinflussen zum größten Vorteil

gereicht. Dies ist Mana. Das Wort existiert, glaube ich, über den ganzen Stillen Ozean, und viele haben versucht zu erklären, was es an verschiedenen Orten bedeutet. Ich glaube, ich weiß, was unsere Leute darunter verstehen, und das scheint mir alle die verschiedenen Bedeutungen zu umfassen und zu decken, die wir von anderen Orten aus hören. Es ist eine Macht oder ein Einfluß, nicht natürlich, sondern in gewissem Sinne übernatürlich; aber es zeigt sich in natürlichen Kräften, und in irgend welcher Macht oder Übermacht, die einzelne Menschen besitzen. Dieses Mana ist nicht an irgend etwas gebunden und kann nach überallhin mitgeteilt werden. Geister, vom Körper getrennte Seelen, übernatürliche Wesen besitzen es, und können es mitteilen. Seinem Ursprung nach geht es immer von persönlichem Wesen aus, aber es kann sich mittelst des Wassers, mittelst eines Steines oder eines Knochens äußern. Alle melanesische Religion besteht darin, dieses Manas für sich habhaft zu werden, oder es zu unserem Nutzen verwendet zu sehen — alle Religion, d. h. soweit sie in religiösen Gebräuchen, in Gebeten und Opfern besteht.“ Diese Kraft oder dieser Geist läßt sich also nach der Ansicht der Eingeborenen in Pflanzen, Steinen, Felsen, im Meere, vornehmlich aber in dem Körper der Tiere nieder. Glaubt nun jemand in einem Tiere seinen Schutzgeist erblickt zu haben, so ist ihm dieses heilig, er verlegt und verspeißt es nicht, da ihm solches den baldigen Tod bringen würde. Doch das Tier, in dem sich der Schutzgeist eines anderen niedergelassen, verspeißt der Samoaner ohne Bedenken. Die Meeresgötter benutzen den großen, blauen Hai als Werkzeug ihrer Rache, und die Luftgötter strafen die ungehorsamen Menschen durch Sturm und Ungewitter. Außer diesen Geistern werden allgemein die Ahnengeister verehrt. Schon in ihrem Leben denkt man sich die Häuptlinge und Vornehmen mit den Göttern in Verbindung stehend; es wohnt in ihnen eine gewisse heilige Kraft (Tapu), die auch auf andere übertragen werden kann; die Verletzung eines Tapu wird mit dem Tode bestraft. Nach dem Tode der Häuptlinge werden ihre Seelen zu Göttern, die in jenem Leben in demselben Range stehen, den sie auf Erden eingenommen. Während die Seelen gewöhnlicher Menschen auf der Erde bleiben, gehen die der Häuptlinge zu den Sternen, die oft nur als Seelen bezeichnet werden. Nach dem Tode eines Menschen beginnt seine Seele eine Wanderung; die noch nicht weit entfernte Seele glaubt man durch lautes Rufen zurückbringen zu können, oder man sucht sie auch einzufangen und läßt den Geist des Vaters in den Sohn, den der Mutter in die Tochter einkehren.

Nach der melanesischen Religion gleicht die Unterwelt, der Aufenthaltsort der abgetriebenen Geister, der Erde, und auch das Leben der dort wohnenden Seele hat mit dem Erdenleben Ähnlichkeit. Auf dem Wege in das Jenseits stellen sich den wandernden Seelen viele Hindernisse entgegen, und nicht jeder ist es vergönnt, den Ort zu erreichen. Zuerst müssen sie an einem Riesen vorüber, der sie mit einem großen Steinbeile zu treffen sucht; nur die Nichtgetroffenen dürfen ihre Wanderung fortsetzen. An einem andern Orte lauert der Gott Rangga-Rangga, der die Seelen der Unverheirateten an einem Felsen zerschmettert. Damit nun den Seelen der Verheirateten nicht dasselbe Schicksal widerfahren soll, wird auf manchen Inseln (Fidschi) beim Tode des Mannes die Frau getötet, daß sie ihn auf der Wanderung begleite. Stirbt jedoch die Frau früher, so gibt ihr der Mann seinen Bart, der in die linke Achselhöhle der Leiche gelegt wird, mit in das Grab, damit er dem Gotte gegenüber als Beweis ihrer Verheiratung diene.

Zahlreich sind die Sagen von der Entstehung der Welt, der Erschaffung der Menschen und einer Sündflut. „Papa, die Erde, und Rangi oder Ru, der Himmel, diese Geschwister lagen fest aufeinander gepreßt, und verschiedene Wege ersann die Dichtung, um ihre Scheidung und damit die Wölbung des Himmels über der Erde zu erklären. In Tahiti ließ man sie durch das Empordringen der aufwachsenden Pflanze *Dracontium polyphyllum* auseinander geschoben und durch den Gott Ru weiter getrennt werden. Nach seiner eignen höhern Erhebung erscheint dann dieser Gott Ru selbst als ein Himmels-gott, der den Himmel bereitet und Sonne und Mond, sowie aus deren Begattung in den Finsternissen ihre Kinder, die Sterne und die andern Himmelskörper, hervorgehen läßt.“ Nach einer samoanischen Sage wurde der Himmel durch einen ungeheuern Tintenfisch niedergehalten, da zerriß der Gott Maui das Tier und das blaue Himmelsgewölbe hob sich empor. Die Schöpfung der Menschen denken sie sich in mannigfacher Weise: bald sollen sie von den Göttern aus Steinen oder Erde, bald aus zusammengeflochtenen biegsamen Zweigen, bald aus Eiern der Schnepfe geschaffen sein; an manchen Orten hält man sie auch für Nachkommen der Götter. Die folgende, auf den Neuen Hebriden heimische Sage erzählt uns, wie es gekommen, daß die Menschen aufrecht gehen. „Zuerst ließ der Schöpfer die Menschen auf allen vieren gehen, die Schweine dagegen aufrecht. Dies verdroß aber die Vögel und Reptilien derart, daß sie eine Versammlung beriefen, auf der vor allem die Eidechse eine Abänderung verlangte, die Bachstelze dagegen dieselbe lebhaft bekämpfte. Die Eidechse drang durch, kroch nach Schluß

auf eine Kokospalme und sprang von oben auf den Rücken eines Schweines, so daß dieses auf die Vorderbeine sank und von dem Augenblicke an sich nicht wieder erheben konnte. Die Schweine gingen nun sämtlich auf allen vieren, die Menschen dagegen aufrecht.“ Während vor dem Sündenfalle die Menschen unsterblich waren und sich stets wieder verjüngten, indem sie die alte Haut abstreiften, mußten nach folgender Begebenheit alle Menschen sterben: „Eine alte Frau wollte sich in gewohnter Weise an einem Strome ihrer Haut entledigen und warf dieselbe ins Wasser, das sie an einen vorstehenden Busch antrieb. Die verjüngte Mutter kehrte nun nach Hause zurück, ihr Kind wollte sie jedoch nicht wiedererkennen, und die alte Haut mußte wohl oder übel gesucht und übergezogen werden. Seit dieser Zeit stirbt jedermann.“

Gözenbilder (Idole) findet man an vielen Orten; es sind aus Stein oder Holz ziemlich roh gearbeitete Figuren, die jedoch nicht etwa Bilder der Götter sein sollen, sondern nur den Zweck haben, als Wohnung der Götter zu dienen. Für gewöhnlich werden diese Figuren von dem Volke nicht beachtet, dienen bisweilen sogar als Schmuck- sachen; nur dann wird vor ihnen gebetet, wenn ein Gott sich darin niedergelassen hat, was die Priester durch Beten und Opfern zu erreichen wissen. Man bekleidet an manchen Orten diese Figuren und opfert ihnen, indem man sie mit Öl einschmiert.

Auch für die Seelen Verstorbener werden oft solche Figuren angefertigt, wie es z. B. in Neuguinea geschieht, wo der Sohn, wenn der Vater gestorben, ein solches Bild anfertigt und es in schweren Zeiten anruft; „stirbt der Bildhauer selbst, so verfertigt dessen Sohn wieder ein Idol von ihm und wirft den nun unnütz gewordenen Großvater beiseite.“ Finger, Nägel, Knochen (zu Figuren geschnitten), Haare, Kleidungsstücke u. von Verstorbenen werden zur Erinnerung aufbewahrt und als Talisman getragen. Den größten Wert haben die Schädel. „Stirbt in Doreh ein Erstgeborener, der das Jünglingsalter erreicht hat, so wird der Leichnam in ein Kanu gelegt, dieses auf ein Pfahlgerüst gestellt, und die Mutter unterhält so lange ein Feuer unter demselben, bis der Kopf sich vom Rumpfe trennt. Den Körper begräbt man, während man den Kopf zurückbehält und trocknen läßt. Ist dies nach 2 bis 3 Monaten erreicht, so werden von der gesamten Verwandtschaft und unter traurigem Gesang Ohren und eine Nase aus Holz am Kopfe befestigt und zwei bunte Fruchtkerne in die Augenhöhlen gesteckt. Bei der darauf folgenden Mahlzeit wird der Schädel in die Mitte gestellt und bekommt von allen Speisen. So wird er

zum Korwar oder Hausgötzen, bleibt für alle Zeiten in der Familie, und man schreibt ihm großen Einfluß auf die Lebensereignisse der Familienglieder zu; bei jedem wichtigen und unwichtigen Vorhaben wird der Korwar um Rat gefragt. Den Schädel, als das Gehäuse der Gedanken, hält man wert, ob er von Freund oder Feind herrührt.“

Die Priester, deren Amt auch häufig mit dem des Häuptlings verbunden ist, sind die Wissenden, die Zauberer; sie stehen mit den Göttern durch Gebet und Opfer in Verbindung, sie weissagen aus Stäben, aus dem Bellen der Hunde, dem Krähen des Hahnes, aus den Sternen und dem Himmel, sie beschwören auch die Winde, durch die sie dem Feinde zu schaden suchen. Sie stehen bei dem Volke in hohem Ansehen und werden, da sie mit den heiligen Göttern verkehren, selbst für heilig gehalten. Ihnen liegt die Rechtspflege ob, und viele geheime Mittel stehen ihnen zu Gebote, die Verbrecher aufzufinden; sie sind auch die Ärzte und suchen die Krankheiten durch allerlei Mittel zu vertreiben. Gelingt es ihnen nicht, das Übel zu heben, so ist die Krankheit eine geerbte und als solche nicht heilbar.

Die gottesdienstlichen Handlungen, die mit Tänzen und Festlichkeiten verbunden sind, werden, da besondere Göttertempel nicht vorhanden sind, unter heiligen Bäumen und an Steinen, am Meeresufer und an Vulkanen, am Grabe eines Fürsten, im Hause des Priesters und an gewissen Plätzen, die mit Mauern umgeben sind, abgehalten. Das Haus des Priesters ist ein heiliger Ort, nie darf das Feuer in ihm erlöschen, und die in dem Hause aufbewahrten Göttertempel werden nur bei feierlichen Gelegenheiten herausgeholt. Auch die Gemeindegäuser, in denen über Krieg und Frieden beraten wird, gelten als heilig, und die Frauen dürfen dieselben nur bei Hochzeitsfeierlichkeiten betreten.

In der Bestattung der Toten herrscht unter diesen Völkerschaften große Verschiedenheit. In den meisten Fällen wird der Schädel zurückbehalten. An der Maclayküste in Neuguinea bleiben die Toten in der Hütte; man bringt sie in eine sitzende Stellung, bedeckt sie mit Blättern und erhält vor der Leiche solange ein Feuer, bis sie ausgetrocknet ist. An andern Orten bringt man sie auf Bäume, läßt sie da verwesen und bestattet dann die Gebeine in Felsenhöhlen. Leichen von kleinen Kindern steckt man in einen Korb und hängt sie unter das Dach der Hütte. Auf Fidjisch werden die Toten in der Hütte begraben, und auf den Salomonsinseln finden sie in den Wellen des Meeres ihr Grab. Die Leichen Vornehmer werden gesalbt, mit Kostbarkeiten geschmückt und dann unter vielen Zeremonieen beerdigt.

„Die Arafaten legen die mit dem täglichen Zierrate des Verstorbenen angethane Leiche auf den Flur, mit den Füßen in die Asche des Feuerherdes. Um die Leiche herum sitzen die Frauen der Familie und der Hausgenossen und erzeugen durch Schreien und Wehklagen einen unsäglichen Lärm, vergießen dabei aber keine Thränen. Bei den Motu in Port Moresby gilt als Trauerzeichen nur das drei Tage andauernde Trommelschlagen. Nachdem dies vorüber ist, wird vor dem Hause das Grab gegraben, der Tote in einer Matte hineingelegt und eine kleine Hütte über dem Grab errichtet. Nach einiger Zeit wird jedoch das Grab wieder geöffnet, der Leichnam herausgenommen und an den Ellbogen und Knien mit rotem Thone eingerieben, während die Witwe sich mit dem faulenden Fleische einreibt. Dann wird der Tote wieder bestattet und nach und nach trägt man das Grabhäuschen ab, sodaß vom Grabe selbst keine Spur mehr übrig bleibt. Während aller dieser Vorgänge werden Schmausereien abgehalten.“

In Melanesien ist die Sitte allgemein verbreitet, Kinder lebendig zu begraben; aber es kommt auch öfter vor, daß ältere Personen, die mit einer schweren unheilbaren Krankheit behaftet oder lebensmüde sind, sich auf eignen Wunsch lebendig beerdigen lassen, um im Jenseit nicht mit einem geschwächten Körper zu erscheinen. Neben dieser Weise des Tötens ist das Strangulieren auf etlichen Inseln üblich, wie z. B. auf den Salomonsinseln, wo die Frauen eines verstorbenen Häuptlings im Schlafe erdrosselt werden. Da die Frauen wissen, daß in einem solchen Falle ihnen dies Ende bevorsteht, soll es vorkommen, daß sie schon vor ihrer Vermählung einen Strick zu diesem Zwecke um den Hals tragen.

Das Kaiser Wilhelms-Land auf Neuguinea.

a) Die Insel Neuguinea im allgemeinen.

Die Insel Neuguinea wird von Australien durch die wegen ihrer zahlreichen Korallenriffe für die Schifffahrt sehr gefährliche Torresstraße getrennt, reicht nördlich bis nahe zum Äquator und dehnt sich etwa zwischen dem 130. und 150. ° östlicher Länge aus. Sie wird von einem ziemlich seichten, klippenreichen Meere mit vielen Inseln und Inselgruppen umgeben. Der Flächeninhalt von Neuguinea beträgt 785 362 qkm (14 263 □Meilen), mit den umliegenden Inselgruppen 807 956 qkm (14673 □Meilen). Neuguinea erstreckt sich im allgemeinen

von Nordwest nach Südost, hat eine Länge von 2380 km und eine Breite von 660 km. Von dem zentralen Körper gehen zwei Halbinseln aus: nach Südosten eine schmale und langgestreckte, nach Nordwesten die Halbinsel Woinim di Bawa, die mit dem Hauptkörper nur durch eine schmale Landenge verbunden ist und durch den sehr tief eindringenden Mac Cluer Golf wieder in zwei Teile geschieden wird.

Die Insel ist zum größten Teile sehr gebirgig; von Westen nach Osten wird sie von einem stark gegliederten Hauptgebirgszug durchzogen, der nach Süden steil, nach Norden mehr sanft abfällt und in manchen Gipfeln eine Höhe von 5–6000 m erreichen soll. Nördlich von dem Mac Cluer Golf steigt der Boden terrassenförmig an und erhebt sich in den Arjakbergen südlich vom Dorehafen bis zu 3000 m; auch die südöstliche Halbinsel ist sehr gebirgig und hat Bergspitzen von 2000–3000 m, wie den Yule-Berg, 3300 m und den Owen Stanley-Berg, 4400 m. Mit Ausnahme der Gegend an der Geelvinkbai und am Kap d'Urville ist die Nordküste steil und steigt bald zu einem hohen, hügeligen Tafelland an. Die Süd- und Südwestküste ist etwa vom 136. bis 142. ° östlicher Länge sehr flach. Die in der Nähe der steilen Festlandküste unzähligen, oft nahe beieinander liegenden kleinen Inseln, meist mit der herrlichsten Vegetation bedeckt, haben ebenfalls steile Küsten und bilden nicht selten die wunderbarste Szenerie. Dr. S. Müller sagt: „Die feierliche Ruhe, welche in diesen, durch eine nie ruhende Naturkraft entstandenen Spalten und Felsenlabyrinthen herrscht, die zahllosen, schroffen und spitzigen Klippen, welche dieselben bilden, die Abwechslung und grellen Farbkontraste, welche die starren Felskolosse mit dem herrlichen grünen Pflanzenschmucke hervorbringen, der breite, tiefblaue, durchsichtige Wasserspiegel, dessen Oberfläche nur von einem leisen Zephyr sanft gekräuselt wird — dies alles liefert einen Anblick, welcher einen wahrhaft entzückenden und bezaubernden Eindruck ausübt. Dieser Eindruck wird noch bedeutend erhöht, wenn die sinkende Sonne mit ihren goldenen Strahlen einzelne Punkte der Landschaft und den ganzen westlichen Horizont in eine purpurne Feuerglut hüllt, während die tiefen Schatten einzelner Klippen und Inseln um so greller dagegen abstechen, und so eine Abwechslung von Licht und Schatten bis in die zartesten und sanftesten Tinten hervorbringen, welche selbst dem geschicktesten Landschaftsmaler wiederzugeben eine sehr schwierige und nie völlig zu lösende Aufgabe sein würde.“

An großen Flüssen ist Neuguinea nicht sehr reich; die hauptsächlichsten sind: 1) der Flyfluß, der bis 800 km aufwärts befahren,

2) der Amberno und 3) der Kaiserin Augusta-Fluß in Kaiser Wilhelms-Land. Der Flyfluß entspringt in den hohen Gebirgen im Zentrum Neuguineas, beschreibt einen großen Bogen nach Westen mit unzähligen Biegungen und Windungen und mündet in den Papuagolf in einem großen Delta, vor welchem sich viele kleine Inseln, eine Schöpfung der jahrhundertelangen Thätigkeit des Flusses, ausbreiten. Diese, sowie auch die Ufer des Flusses, sind mit einer dichten, üppigen, fast undurchdringlichen Vegetation bedeckt. Auch der Amberno, der nach Nordwesten fließt, bildet ein großes Delta mit vielen vorgelagerten Inseln, die mit Mangrovebäumen bewachsen sind.

Neuguinea zeichnet sich vor Australien durch reiche Niederschläge und ein gemäßigteres Klima aus. Der mittlere Thermometerstand beträgt 26° C. In der trockenen Jahreszeit ist das Klima für den Europäer erträglich, doch zur Regenzeit, wenn das Land, besonders in den Niederungen und undurchdringlichen Wäldern, in dichten Nebel gehüllt ist, stellen sich bei ihm die gefährlichen Fieber ein, von denen selbst die Eingeborenen zu leiden haben. Klima und Jahreszeiten hängen von den Monsunen ab. Weht vom April bis September der Südostmonsun, so ist auf der Südküste die Regen- und auf der Nordküste die trockene Zeit. Die Feuchtigkeit, die der Südostmonsun mitbringt, verdichtet sich an den Bergen und fällt als Regen herab; der nun seiner Feuchtigkeit beraubte Wind weht auf der nördlichen Hälfte der Insel als trockener weiter. Vom Oktober bis April oder Mai weht Nordwestmonsun; jetzt ist auf der nördlichen Hälfte die Regenzeit, während es auf der südlichen trocken und heiß ist. Doch ist die Regenzeit nicht selten von schönen Tagen unterbrochen, wie umgekehrt auch in der trockenen Zeit zuweilen heftige Gewitter vorkommen.

Die Pflanzenwelt ist außerordentlich üppig; nicht nur die großen, sumpfigen Niederungen, sondern auch die Berge sind mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckt. „Kein Strahl der Sonne dringt durch das dichte Blätterdach; nur die von rankenden Schmarozern verschlungenen Kronen sind beleuchtet. Wo das Unterholz fehlt, könnte man, von geheimnisvoller Dämmerung umgeben, wie in Säulenhallen zwischen den Riesen der Pflanzenwelt dahinwandeln. Hier herrscht Grabesstille, nur entfernt tönt aus den hohen sonnigen Wipfeln die Stimme des Vogels oder der helle Ton der Zikade. Nur wo ein sumpfiger Bruch den Wald unterbricht oder das schwarze Gewässer eines Creeks, der mit Baumstämmen und modernden Blättern erfüllt, den Moorboden durchzieht, ändert sich der Vegetationscharakter. Hier dringen die Sonnenstrahlen durch und rufen auch die weniger

hochstrebende Welt der Phanerogamen hervor. Sagopalmen säumen den Wasserlauf, Gebüsch von Bananen, Ficusarten, Laurineen, darunter wilde Muskatbäume, bilden dichtes Unterholz, über das sich die Stämme von Dracaenen und Palmen erheben. Wo sich an den Wald ein flacher Sandstrand gegen das Meeresufer anschließt, da erhebt auch die Kokospalme ihren graziösen Wipfel und entfaltet die *Barringtonia excelsa* ihre herrliche Blütenpracht." Angebaut werden von den Eingeborenen hauptsächlich Sago, Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Bananen, Melonen, Jams, Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Mais, Tabak, Muskatnußbäume und Betelpfeffer.

Die Tierwelt trägt den Charakter der australischen: Armut an Säugetieren. Es kommen im ganzen etwa 30 Arten Säugetiere vor, welche fast sämtlich zu den Beuteltieren gehören. Der einzige Vertreter aus der Ordnung der Fleischfresser ist der Palmvoller (*Paradoxurus hermaphroditus*), der sich aber auch meist von Früchten nährt; er gleicht einer Zibethkatze und kommt fast auf allen indischen Inseln vor. Von Säugetieren kommt nur das Papuschwein (*Sus papuensis*) vor, die Mäuse sind durch mehrere, sehr eigentümliche Arten vertreten. Von fruchtfressenden Fledertieren oder fliegenden Hunden und von insektenfressenden Flattertieren ist je eine Art vorhanden. Die Zahl der Neuguinea allein angehörenden Säugetiere beträgt nur zwei; doch ist anzunehmen, daß diese Zahl sich noch etwas steigern wird, da das Innere der großen Insel bis jetzt fast noch völlig unbekannt ist und die meisten der jetzt bekannten Tiere ein nächtliches Leben führen, sich also den Blicken des Forschers leicht entziehen.

Viel zahlreicher an Arten und durch die herrlichste Farbenpracht ausgezeichnet ist die Vogelwelt; doch ist sie nicht so mannigfaltig, wie in gleichgroßen Strecken in Amerika und Afrika. Während die preussische Provinz Schlesien 290 Arten besitzt, hat ganz Neuguinea nur 222 Arten, von denen nur 58 diesem Lande allein angehören. Zu den prächtigsten Vögeln gehören die farbenglänzenden Paradiesvögel, die hier ihre Heimat haben. Außerdem zeichnen sich durch herrliches Gefieder die Tauben und Papageien aus; letztere sind durch etwa 30 Arten hier vertreten, von denen 4 nur auf Neuguinea vorkommen. An Raubvögeln trifft man nur einige kleinere Arten, wie Habichte und Sperber, und 2 Arten kleiner, unsern Käuzen verwandter Eulen. Die fuchsfußartigen Vögel sind durch 6 Arten auf Neuguinea vertreten. Wie die Paradiesvögel, so haben auch die riesigen Helmkasuar hier ihre Heimat. Weiter sind zu nennen: Hühnervogel, Kragenvogel, Honigsauger und mehrere Arten schwalbenartiger Vögel, darunter

jedoch nur eine eigentliche Schwalbe, die unjerer Dorfschwalbe ähnlich ist, und die Salanganen, kleine, niedliche Vögel, welche die eßbaren Nester bereiten, die in China ein gesuchter Leckerbissen sind.

Reptilien und Amphibien sind nicht sehr reich vertreten. Schlangen kommen nur in einigen Arten vor, an den Flußmündungen hält sich das indische Krokodil auf; außerdem trifft man noch einige Arten kleiner Eidechsen und Frösche. Unter den Insekten zeichnen sich die Schmetterlinge und Käfer durch ihre Farbenpracht aus; zahllos sind die Moskito's, die den Reisenden zur Plage werden.

Die Bewohner Neuguineas gehören zu den Melanesiern, die hier in zahlreiche Stämme zerfallen, welche sowohl in Sitten und Gebräuchen, als auch in geistiger Beziehung sehr von einander verschieden sind. Am niedrigsten stehen in der Kultur die Bewohner der südwestlichen Küste und des Innern von Neuguinea. Die Bevölkerung ist nicht überall eine reine, namentlich ist sie im Osten mit Polynesiern und im Westen und Norden mit Malayen vermischt. Die negerartigen Melanesier im westlichen Teile der Insel werden Papua genannt, doch bezeichnet man mit diesem Ausdrucke auch häufig alle Melanesier.



Papua von Neuguinea.

Der Name Papua (sprich Papúa) kommt von dem malayischen Worte „papuwah“, welches kraushaarig bedeutet; er ist jedoch auf Neuguinea wenig oder gar nicht bekannt, vielmehr hat jeder Stamm seine besondere Benennung. Die Melanesier tätowieren sich nicht wie die Polynesier durch Nadelstiche, sondern durch Einschnitte in die Haut. (Vergl. den Abschnitt „die Melanesier“.)

In Doreh besteht folgende Sage von der Herkunft der Papuas oder Papuanen: „In den ältesten Zeiten lebte auf Biaf, einer der misorischen Inseln, Mangundi, d. i. der Einzige. Da er sich dort zu einsam fühlte, siedelte er nach Meiofowandi, einer der Verräterinseln, über und bereitete dort aus dem Saft des Palmbaumes den noch heute beliebten Trank Sagover. Die Bambusflaschen, in denen der alte Mann den Saft auffing, wurden aber nach einiger Zeit regelmäßig in jeder Nacht entwendet. Mangundi, den das sehr verdroß, verbarg sich im Laub

eines angezapften Baumes und blieb dort während der Nacht auf der Lauer, um den Dieb zu entdecken. Das glückte ihm auch sofort, denn eben als der Tag anbrach, erschien Sampari, der Morgenstern, um den gefüllten Behälter wegzunehmen. Aber kaum hatte er die Hand danach ausgestreckt, so wurde er von der eisernen Faust Mangundis erfaßt. Vergebens suchte er sich zu befreien, es blieb ihm nichts, als sich loszukaufen, und so machte er denn allerlei Unerbietungen, zuletzt auch die eines Zauberstabes, welcher die wunderbare Kraft besaß, eine Jungfrau durch bloße Berührung ihres Busens zur Mutter zu machen. Diesen Stab nahm der Alte an und erprobte sogleich seinen Zauber, indem er denselben aus seinem Versteck im Palmbaum einem vorüberwandelnden jungen Mädchen, dem schönsten von Meiotowandi, auf den Busen warf. Das Mädchen wurde demzufolge Mutter und gebar einen Sohn, der als Beweis seiner wunderbaren Herkunft sogleich seinen Vater nannte. Nun vermählte sich das Paar, dem aber bald darauf so viele Unannehmlichkeiten erwuchsen, daß es fortzuwandern beschloß. Mangundi zeichnete daher eine Prahu in den Sand und verwandelte dieselbe mit seinem Zauberstabe in eine wirkliche, auf welcher er mit Frau und Kind nach Mafor segelte. Hier schuf er aus vier in die Erde gesteckten Hölzchen vier Häuser, aus denen später vier Kampongs (Dörfer) wurden. Lange lebte Mangundi auf dieser Insel als Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft; endlich aber begab er sich nach Mesra, nördlich von Mafor, und verbrannte sich hier lebend auf einem von ihm selbst errichteten Scheiterhaufen. Von Mangundi stammen die Bewohner Neuguineas nach dieser Sage sämtlich ab.“

b) Das Kaiser Wilhelms-Land.

Das Kaiser Wilhelms-Land ist der nordöstliche Teil der Insel Neuguinea, es ist 181 650 qkm*) (3300 □ Meilen) groß und hat gegen 110 000 Einwohner. Die ganze westliche Hälfte der Insel gehört den Niederländern, während der übrige Teil englisches Gebiet ist. Die Grenze des Kaiser Wilhelms-Landes erstreckt sich an der Nordostküste der Insel vom 141.° östl. Länge v. Gr. bis zu dem Punkte in der Nähe des Mitrafelsens, wo der 8. Grad südl. Breite die Küste schneidet. Nach Süden und Westen wird die Grenze durch eine Linie gebildet, welche zunächst dem 8. Breitengrade bis zu dem Punkte folgt,

*) Also mehr als die Hälfte des Gebietes von Preußen, oder etwa 2 $\frac{1}{2}$ mal die Größe Bayerns (75 863 qkm = 1380 □ Mi.).

wo derselbe vom 147.^o östl. Länge durchschnitten wird, geht dann in gerader Linie weiter in nordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 6. Grades südl. Breite und 144. Grades östl. Länge und weiter in nordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 5. Grades südl. Breite und des 141. Grades östl. Länge, von wo ab sie diesem Längengrade nach Norden bis zum Meere folgt.

Das Innere des Kaiser Wilhelms-Landes ist noch wenig erforscht, fast nur der Küstenraum ist einigermaßen bekannt. Der Süden und Osten sind sehr gebirgig, nach Norden fällt der Boden allmählich zum Hügel- und Flachlande ab. Die hauptsächlichsten Gebirge, welche in nicht sehr weiter Entfernung die Küste begleiten, oft auch bis an dieselbe herantreten, sind von Südosten nach Nordwesten folgende: Die Kuperberge, Finisterreberge oder Mana-Boro-Boro, 6000 m hoch, die Bismarckberge, Julien- und Torricelli-berge. Von dem Punkte an, wo die deutsche Grenze im Osten beginnt, läuft sie bis zum Einfluß des Markhamflusses in den Huon-Golf in nordwestlicher Richtung. Auf dieser Strecke ist das Land zunächst flach und sumpfig, hinter dem Flachlande erheben sich Berge, welche mit dichtem Urwalde bedeckt sind und zu einer beträchtlichen Höhe ansteigen. An der Küste sind einige gute und geräumige Häfen, wie die Traitors-Bai, in welche der Alyde mündet, und die Herkules-Bai, die ebenfalls einen Fluß aufnimmt, aber keinen guten Ankergrund bietet. Von der Mündung des Markhamflusses an wendet sich die Küste nach Osten bis zum Kap Cretin, von wo ab sie wieder im allgemeinen in nordwestlicher Richtung läuft. Ein weiterer trefflicher Hafen ist der Finschhafen, der eine sehr fruchtbare Umgebung hat. Die dortige Bevölkerung, die in kleinen Dörfern wohnt, ist friedlich und zeigt große Lust zum Handel. Gegenüber der 705 qkm großen, mit Korallenriffen umgebenen Kook-Insel liegt das Kap King William, wo der Boden steil, stellenweise bis zu 1000 m Höhe aus dem Meere emporsteigt und sich dann in Terrassen zum Finisterregebirge erhebt. Die Felsen bestehen meist aus Basalt, in den Ebenen finden sich große Mengen Bimstein, welcher auf die vulkanische Natur des Bodens hindeutet. Nordwestlich von der Kook-Insel liegt die Long-Insel (544 qkm gr.) mit drei hohen, spitzen Pits. Von der Terrassenlandschaft an folgt westlich die niedrige und gut bewässerte Maclay-Küste mit der Astrolabe-Bai, hinter welcher sich der Constantinberg erhebt. Etwas weiter nordwestlich liegen der Friedrich Wilhelms-Hafen, der beste an der ganzen Küste, und der Prinz Heinrich-Hafen; beide werden von vielen Eilanden eingeschlossen. An der Küste ist das



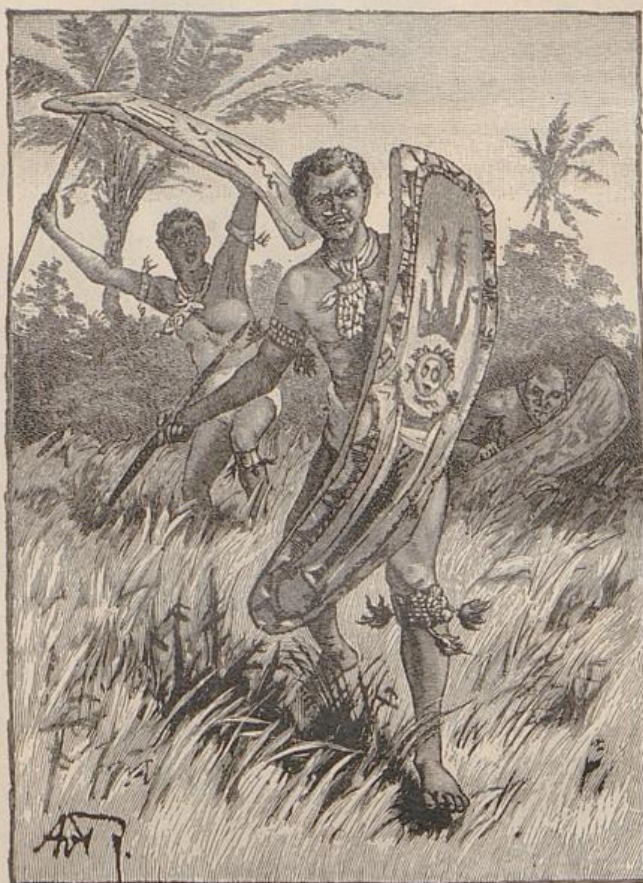
5infchafen.



Finshafen.

Land zunächst eben, steigt aber bald in den Hansemannbergen zu einigen hundert Metern und noch weiter landeinwärts in dem Bismarck-Gebirge zu 4—5000 m an.

An der regenreichen Astrolabe-Bai beträgt die mittlere Jahrestemperatur 26,2 ° C. Die Anwohner der Bai beschäftigen sich neben Ackerbau hauptsächlich mit Jagd und Fischfang. „Die Jagd wird gewöhnlich in Gemeinschaft unternommen. Trupps bis zu 70 Mann



Krieger von der Finschhafen.

stark suchen im Walde eine Herde von Schweinen auf und treiben sie heraus ins hohe Gras. Dann wird die Herde umzingelt und das Gras an verschiedenen Stellen in Brand gesetzt. Die Tiere drängen sich in der Mitte zusammen und versuchen schließlich auf einer Seite durchzubrechen. Dabei werden ihrer so viele als möglich mit dem Speer erlegt. Etliche der Beutestücke werden sofort verschmaust und mit Spiel und Tanz, mitunter Kriegsübungen, feiert man ein förmliches Jagdfest.“

Nördlich vom Kap Croisilles liegt die Dampier-Insel (272 qkm), auf welcher sich ein mächtiges, vulkanisches Gebirge erhebt, das mit dichtem Urwald bedeckt ist. Die Insel ist stark bevölkert, den Fremden gegenüber zeigen sich die Bewohner zutraulich. Weiter westlich ist der Küste die Vulkan-Insel vorgelagert, auf der sich ein thätiger



Krieger von der Hansemannküste mit Panzern aus Korbgeflecht.

Vulkan befindet. Etwas westlich vom Kap Della Torre mündet der größte Fluß im Kaiser Wilhelmsland, der Kaiserin Augusta-Fluß, der bis jetzt ungefähr 360 Seemeilen stromaufwärts befahren wurde, und dessen Mündung eine halbe Seemeile breit ist. An seinen fruchtbaren Ufern liegen zahlreiche Ortschaften, die oft über 1000 Einwohner zählen.

Durch die vielen Pflanzenstoffe, wie Blätter, Wurzeln, sogar ganze Baumstämme, welche diese Flüsse mitführen, erhält das Meer oft weithin eine grüne Färbung.

Vom Kap Della Torre ab folgt eine hügelige und schön bewaldete Küste, die Hansemannküste, welche von den Schouten- (spr. Schauten) Inseln begleitet wird. „Die Küste bis ca. 30 Meilen bewahrt einen sehr gleichmäßigen Charakter: Flachland mit dichten Kasuarinen und Nipapalmen, welche beide auf sumpfiges Terrain schließen lassen; keine Kokospalmen und Menschen; weiter inland eine Hügelkette.“ (Finsch.) Nach diesem Flachlande steigt der Boden in den Toricelli-Bergen wieder zu einer bedeutenden Höhe an; das Gebirge tritt zuweilen bis an das Meer heran und setzt sich ununterbrochen bis zur Humboldt-Bai fort, welche aber schon nicht mehr im deutschen Schutzgebiete liegt, das etwa am Kap Bonpland abschließt.

Über die Gastfreundschaft der Bewohner eines Ortes an der Hansemannküste berichtet Dr. Finsch folgendes: „Schon seit geraumer Zeit hatten sich Eingeborene in Kanus bemüht, uns zu erreichen; hier gelang es ihnen endlich, da wir ankerten. Auch am Ufer belebte es sich; zahlreiche Eingeborene riefen uns an und winkten mit grünen Zweigen. Als wir aber landeten, setzten sich alle nieder und eine ehrfurchtsvolle Stille herrschte, bis sich die Leuten von ihrem ersten Staunen erholt hatten. Bald waren sie zutraulich, und wir folgten ihnen auf gut betretenem Pfade nach ihrem Dorfe, Rabun genannt. Dasselbe zeichnete sich durch stattliche, große Häuser aus. Nur einzelne der anfangs scheuen Weiber und Mädchen wurden nach und nach zutraulicher, und nahmen zitternd, von den Männern aufgemuntert, ihre Geschenke an Glasperlen und Streifen roten Zeugens entgegen. Den Leuten mochte mein unstätes Wesen, mit welchem ich alles zu sehen, zu skizzieren, zu messen bemüht war, nicht sonderlich gefallen; denn bei jedem Hause wurde ich zum Niedersitzen eingeladen. Wie sich später ergab, wollte man uns bewirten — eine Art von Gastfreundschaft, die mir bisher nirgends in Melanesien vorgekommen war, und der wir in dem nächsten Dorfe nicht entgingen. Hier half alles Weigern nicht; wir mußten an dem aufgetischten Mahle aus gerösteten kleinen Fischen und Sagoklößen teilnehmen oder doch davon kosten und Kokosmilch trinken, die bei der Hitze ganz willkommen war, obwohl sie, wenigstens bei mir, den Durst nur vergrößert. Von einer Menschenmenge, die sich fortwährend mehrte, begleitet, traten wir den Rückweg nach unserem Boote an, das die guten Eingeborenen mit Kokosnüssen fast überluden. Und das geschah alles freiwillig.“ Die

wichtigsten landwirtschaftlichen Stationen sind: „Stephansort“ in Astrolabe-Bai, „Butaueng“, „Finschhafen“ und „Hatzfeldhafen“. In Butaueng wird Baumwolle, in Finschhafen Kaffee und in Hatzfeldhafen Tabak gezogen.

Das Kaiser Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel wurden am 31. Oktober 1884 unter die deutsche Schutzherrschaft gestellt, und im Dezember 1886 wurde dieselbe infolge eines Vertrages mit England auch auf die nordwestlichen Salomons-Inseln übertragen. Das Kaiser Wilhelmsland und die beiden genannten Inselgruppen stehen unter Verwaltung der deutschen Neuguinea-Kompagnie und deutscher Konsulargerichtsbarkeit. Die Gesellschaft hat die Verwaltung in die Hände eines Landeshauptmannes gelegt, der wie auch der deutsche Reichskommissar und alle übrigen Beamten in Finschhafen seinen Sitz hat.

Die Insel Neuguinea wurde zuerst von Portugiesen besucht (1511), später landeten auf derselben auch Spanier und Franzosen. Im Jahre 1828 nahmen die Holländer den westlichen Teil der Insel in Besitz; 1836 gaben sie ihre Niederlassung auf, erneuerten jedoch ihre Herrschaft wieder im Jahre 1858. Um die Erforschung der Nord- und Ostküste hat sich Dr. Finsch besonderes Verdienst erworben (1884—1885).

Der Bismarck-Archipel.

Zum Bismarck-Archipel gehört der größte Teil der melanesischen Inseln, nämlich Neu-Pommern (früher Neu-Britannien), Neu-Mecklenburg (früher Neu-Irland) mit den dazu gehörigen kleineren Inseln, die Admiralitätsinseln, die Anachoreten, Hermit-Schiquierinseln und weiter westlich die kleinen Inseln Durour, Matty und Tiger. Alle zum Bismarck-Archipel gehörigen Inseln haben zusammen einen Flächeninhalt von etwa 45000 qkm (818 □Meilen).*)

Die Insel Neu-Pommern (25100 qkm = 456 □Meilen)**) ist im Innern noch unbekannt; sie wird von gewaltigen Bergen durchzogen und hat im Norden und auf der Gazelle-Halbinsel mehrere thätige und erloschene Vulkane, wie den Vater (1200 m), den Nördlichen Sohn (495 m) und den Südlichen Sohn (900 m) auf dem Rumpfe der Insel, die Mutter (750 m), die Nördliche und Südliche Tochter auf der Gazelle-Halbinsel. In der Mitte der Gazelle-Halbinsel erhebt sich der „Barzin“ (früher Beutemps-Beaupré, 550 m), von welchem der Blick über Hügel, Felder und bewaldete Berge über die ganze Halbinsel bis zum Meere schweift. An der Nordseite des Berges befindet sich ein Süßwassersee, der in seiner Mitte eine Insel trägt und weder Zu- noch

*) Also fast so groß als Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen zusammen genommen (49093 qkm).

***) Ist so groß als die Provinz Westpreußen oder Sachsen (25000 qkm).

Abfluß zu haben scheint. Auf der Südwestseite der Gazelle-Halbinsel mündet der Unamula oder Holmesfluß, welcher in seinem Oberlaufe einen überaus prächtigen, etwa 120 m hohen und 30 bis 40 m breiten Wasserfall bildet. W. Powell, welcher die Küstenverhältnisse von Neu-Pommern und das Innere der Insel, soweit es ihm möglich gewesen, näher erforscht hat, ist auf diesem Flusse mehrere Kilometer weit landeinwärts vorgedrungen. Er schreibt darüber: „Da wir keinen Eingeborenen sahen noch hörten, fuhren wir weiter; die Landschaft war im höchsten Grade großartig und schön; tropischer Pflanzenwuchs in wildester Üppigkeit bedeckte die Ufer; Palmen und Farnkräuter tauchten ihre schöngeformten Blätter in den Wasserspiegel; von anderen Bäumen hingen Schlingpflanzen mit den glänzendsten Blüten herab; die kleineren Büsche und Stauden waren förmlich in strahlende Farbenpracht getaucht. Bunte Vögel aller Arten wiegten sich von einem Baume zum anderen: weiße und blaue Königsfischer, kleine, strahlende Cinnnyriden, kreischende Papageien u. s. w. Aus größerer Entfernung drang der schrille Laut der Großfußhühner zu uns, alle Stimmen aber übertönte der rauhe Schrei und rauschende Flug der Nashornvögel. Scharen wilder Tauben umschwärmten den oder jenen Baum, und ihr Girren mischte sich sanft in die zauberhafte Harmonie. Bei jeder Drehung des Flusses entdeckte unser Auge neuen Reiz; es war mir, als könnte ich nicht sprechen, sondern nur mit trunkenem Auge den herrlichen Anblick genießen.“

Die Bewohner verhalten sich dem Fremden gegenüber sehr feindlich und sind sehr dem Kannibalismus ergeben. Es herrscht bei ihnen die Sitte, dem Knaben beim Eintritt der Mannbarkeit mit dem Saft einer gewissen Pflanze die Zähne schwarz zu färben. Als Nahrung dienen ihnen Fische, Geflügel, fliegende Eichhörnchen, Flederhunde, das Fleisch der Schweine, Schildkröten, Kasuare, Känguruhs und Großfußhühner. Junge Alligatoren und Hunde gelten als Leckerbissen; letztere werden sehr selten gegessen, gewöhnlich nur dann, wenn ein Häuptling zur Regierung gelangt und derselbe ein Fest veranstaltet. Kasuareier, namentlich aber Schildkröteneier werden in großer Menge verzehrt. Das Pflanzenreich bietet ihnen Jams, Bataten, Bananen, Brotfrucht, Maronswurzel und noch mancherlei andere Gewächse. Die Speisen zu salzen, ist den Bewohnern unbekannt. Die Maronswurzel ist eine zwiebelartige Knollenfrucht; man unterscheidet zwei Arten derselben, die eine wächst auf sumpfigem, die andere auf trockenem Boden, besonders Hügelabhängen. Die letztere ist besser als jene, wird 30–34 cm lang und erreicht einen Umfang von 30 cm. Die

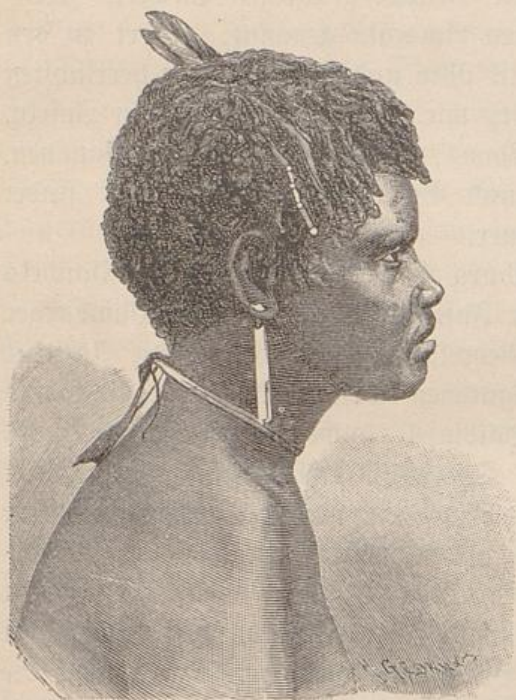
Zubereitung geschieht von den Eingeborenen auf folgende Weise: mit einer scharfen Muschel wird die rauhe, braune Schale abgeschabt, dann wird die Wurzel der Länge nach durchgeschnitten, in Bananenblätter gewickelt und in nicht zu heißem Feuer geröstet. So zubereitet, gleicht sie frischem Brote und ist sehr nahrhaft.

In dem St. Georgskanal, welcher Neu-Pommern von Neu-Mecklenburg trennt, liegt die Inselgruppe Neu-Lauenburg (früher Dufe of York). Die größte dieser Inseln, Neu-Lauenburg, mißt von Westen nach Osten etwa 8 km, von Süden nach Norden 5 bis 6 km und hat einen Flächeninhalt von 58,40 qkm; kleiner sind Makada, Ulu, Miofo und die acht anderen zur Gruppe gehörigen Eilande. Neu-Lauenburg, von den Eingeborenen Amacata genannt, gehört zu den schönsten Inseln der Südsee; sie ist über und über mit dem herrlichsten Pflanzenwuchs bedeckt und liefert, wie auch die umliegenden Inseln, in reicher Menge Kokosnüsse, Jams, Taro, Zuckerrohr, Bananen, Mango, Brotfrucht, Guyaven und Betelnuß; an Haustieren findet man Schweine, Hunde und Hühner.

Die Inselgruppe Neu-Lauenburg ist der Mittelpunkt des Handels im Bismarck-Archipel. Auf der Insel Matupi hat die Hamburger Firma Hernsheim & Co. ihre Niederlassung, auf Miofo die Agentur der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee und auf der Nordküste der Gazelle-Halbinsel, unweit der Blanche-Bucht, die Firma Thos. Farrell & Co. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Kopra, Schildpatt, Perlschalen und Baumwolle. Das einheimische Geld, Diwarra genannt, besteht aus Kaurimuscheln, die auf ein zer-spaltenes Rohr aufgereiht werden. Das Diwarra wird, wie Powell berichtet, nach Längen gemessen, und zwar reicht die erste Länge bei ausgebreiteten Armen über die Brust weg von Hand zu Hand; die zweite vom Mittelpunkt der Brust bis zur Hand des ausgestreckten Armes; die dritte von der Schulter bis zur Spitze der Finger; die vierte vom Ellbogen und die fünfte vom Handgelenk an bis zur Fingerspitze; die sechste beträgt eine Fingerlänge. Die Fische werden, wenn sie nicht zu klein sind, nach ihrer Diwarralänge gekauft. Ein kleines Schwein kostet 10, ein großes 30 bis 40 Längen des ersten Maßes.

Unter den Einwohnern ist, wie auch auf Neu-Pommern, die Menschenfresserei noch allgemein verbreitet. Mit Vorliebe essen sie Menschenfleisch, da es ihnen, wie sie sagen, besser schmeckt, als alles andere Fleisch, und sie finden es merkwürdig, daß der Weiße auf diese Speise verzichtet. Doch werden fast nur Kriegsgefangene, also

solche aus einem anderen Stamme, aus dem eigenen Stamme höchstens eine Frau, verzehrt. Die Menschenfresserei ist eine leider unter ihnen eingebürgerte Sitte geworden, die sich so leicht nicht wird ausrotten lassen. Sie halten den Genuß von Menschenfleisch nicht für ein Unrecht, und man darf deshalb nicht etwa annehmen, daß edlere Gefühle ihnen fremd seien. Powell besuchte den Häuptling des Gebietes Kufukuru, Taragood. Er sagt von demselben: „Das ist ein schrecklicher alter Menschenfresser. Ich habe selbst nahe seinem Hause an einem Baume, welcher zu diesem Zwecke „tapu“ ist, die zerlegten Beine eines Mannes hängen sehen. . . . Und doch herzte dieser Mann,



Frau aus Neu-Pommern.

als ich ihn zuerst besuchte, eines seiner Kinder auf seinen Armen, und zwei andere spielten um seine Kniee — ein vollkommenes Bild häuslichen Glückes! Er rief seiner Frau zu, Matten für mich zum Sitzen zu bringen und dann kam die unvermeidliche Betelmuß. Hierauf sprach er in so liebevoll väterlicher Weise mit mir über seine Kinder, daß ich nur schwer glauben konnte, ein solcher Mann könne sich eines so schrecklichen Verbrechens schuldig machen.“ Was die Mission anbelangt, so waren im Jahre 1877, als dieselbe etwa drei Jahre bestand, wenig Erfolge aufzuweisen, denn die Eingeborenen bringen einem

neuen Tanze mehr Interesse entgegen, als dem Christentume. „Die ersten zwei oder drei Male, wenn an irgend einem neuen Platze „Lotu“ oder Gottesdienst gehalten wird, kommen die Eingeborenen hin, um zu sehen, was dazu ist; nachher scheinen sie sich dabei zu langweilen und bleiben weg. Ich fragte eines Tages einen alten Häuptling, ob er im „Lotu“ gewesen sei und wie es ihm gefalle. „Nun“, sagte er ganz ernsthaft, „ich ging hin, um zu schlafen, aber es war durchaus nicht bequem. Ich werde wohl nicht wieder hingehen.“ Schlafens wegen in die Kirche gehen, kommt freilich nicht nur bei Wilden vor! Ich glaube nicht, daß unter den Eingeborenen von

Neu-Lauenburg zehn wirklich Befehrte sind.“ Die erste Nummer der Deutschen Kolonialzeitung, Jahrgang 1888, teilt aus dem fünften Hefte der „Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel“ folgendes mit: „Die Eingeborenen der Insel Miofo, vertreten durch die Häuptlinge der fünf Distrikte und 48 streitfähige Männer und Familienhäupter, haben in einer von dem Stationsvorsteher Weißer veranlaßten und geleiteten Versammlung auf dem freien Beratungsplatz der Insel Miofo am 6. Juni 1887 namens der Bevölkerung erklärt, daß sie für die Folge sich der von der Direktion der Neuguinea-Kompanie im Bismarck-Archipel eingesetzten Landesverwaltung unterwerfen und alle Streitigkeiten, soweit sie unter ihnen selbst nicht gütlich ausgeglichen werden, vor den Stationsvorsteher zur Entscheidung bringen und dessen Urteil als endgiltig anerkennen werden. Sie haben sich ferner verpflichtet, die nach den bisherigen Sitten vorgekommenen Morde, Mordansfälle, Raub von Frauen, Diebstahl, Brandlegung und andere barbarische Gebräuche abzuschaffen, sie zu verhindern, wo sie können und in den Fällen, in welchen diese oder ähnliche Verbrechen vorkommen, alles mögliche zu thun, des Thäters habhaft zu werden und ihn an den Stationsvorsteher zur Bestrafung abzuliefern. Darüber ist eine Verhandlung aufgenommen worden, welche den Teilnehmern der Versammlung verdeutlicht worden und von ihnen durch Handzeichen vollzogen worden ist.“

Während die Küstenbewohner Neu-Lauenburgs durch den Verkehr mit den Europäern schon einen milderen Charakter angenommen und sich der Kultur erschlossen haben, leben die im Innern wohnenden in vollständiger Roheit und Wildheit, wohnen in Höhlen und hohlen Bäumen und nähren sich von Früchten und Wurzeln.

Die Ortschaften zeichnen sich durch große Reinlichkeit aus. Die Hütten sind länglich-rund, aus Bambus gebaut und mit Pandanusblättern bedeckt.

Die Waffen der Eingeborenen sind Keule, Speer, Beil und Schleuder. (Über Kleidung und Schmuck siehe Art. „Die Melanesier“. S. 95.)

Daß auch dort die Frauen nicht sehr verschwiegen sind und die ihnen anvertrauten Geheimnisse oft ausplaudern, geht aus folgendem unter den Eingeborenen gebräuchlichen Sprichworte hervor: „Vertraue nie einer Frau ein Geheimnis an, denn deren Zunge geht in doppelten Gelenken.“

Die Insel Neu-Mecklenburg (14300 qkm — 260 □Meilen)*) ist im Innern bergig, mit Urwald bewachsen und gleicht in bezug auf

*) Ist etwas kleiner als Elsaß-Lothringen (14509 qkm).

Pflanzen- und Tierleben der Insel Neu-Pommern. Die Eingeborenen von Neu-Mecklenburg und der westlich liegenden Insel Neu-Hannover haben im allgemeinen eine hellere Hautfarbe; ihre Ortschaften sind reinlich gehalten, die Hütten sind groß und geräumig, doch fast ohne Geräte. Die Neu-Mecklenburger besitzen eine gewisse Kultur, doch haben sie Hang zum Stehlen, sind feindselig gegen Fremde und leben in stetem Streit mit den Nachbarstämmen, daher Morde nicht selten bei ihnen vorkommen; die Getöteten werden selbstverständlich verspeist.

Die Insel Neu-Hannover hat eine Größe von 1467 qkm (26,8 □ Meilen)*), ist bergig, meist mit Urwald und an den Küsten mit Mangrovewäldern bedeckt. Die Bewohner geben dem schwarzen Haar durch Kalk eine weiße oder gelbliche Farbe, wodurch sie wie Greise aussehen; sie sind diebisch, wie ihre östlichen Nachbarn, denen sie auch außerdem in Sitten und Gebräuchen ähnlich sind.

Die Admiralitätsinseln (2276 qkm — 41,3 □ Meilen)**) haben eine sehr üppige Vegetation. Um die Große Admiralitätsinsel, auch Tauri genannt (1952 qkm — 35,4 □ Meilen***), liegen viele kleine Inseln, welche mit Korallenriffen umgeben sind. Während die kleinen Inseln sämtlich flach und niedrig sind, ist Tauri vulkanischen Ursprungs und steigt bis zu 480 m an. Die Bewohner sind keine Menschenfresser sie sehen schwärzlich = braun aus und tätowieren sich reich.

Die Hermitinseln (11,45 km — 0,21 □ Meilen) sind meist flach; westlich von dieser Gruppe liegt die Insel Boudouze (10 qkm — 0,20 □ Meilen). Die Schiq uierinseln sind 50 qkm (0,90 □ Meilen) groß; die Bewohner sind infolge des hier lange getriebenen Menschenraubes sehr scheu geworden und fliehen bei der Ankunft eines Schiffes in das Innere des Landes. Nordöstlich von dieser Gruppe liegen die Anachoreten-Inseln (3,40 qkm) und westlich die Inseln Durour, Matty und Tiger, welche zusammen etwa 55 qkm (1 □ Meile) groß sind.

*) Die Größe des Fürstentums Waldeck beträgt: 1121 qkm (20 □ Ml.).

***) Etwas kleiner als das Herzogtum Anhalt (2347 qkm = 43 □ Ml.).

****) Etwas die Größe des Herzogtums Sachsen-Roburg-Gotha (1968 qkm).

Die Salomonsinseln.

Dieser Archipel hat einen Flächeninhalt von 43 900 qkm (798 □ Meilen) mit etwa 350 000 Einwohnern. In zwei Reihen ziehen diese Inseln — 7 große und viele kleine — von Neu-Mecklenburg nach Südosten. In der nördlichen Reihe liegen Bougainville, Choiseul, Isabella und Malaita; in der südlichen Neugeorgien, Guadalkanar und San Christoval. Unter deutschem Schutze stehen Bougainville, Choiseul, Isabella, Saint-George, Shortland, Ramos, Marqueen, Tasman, Gower, Carteret und Dingtong Sava, zusammen 22 200 qkm (403 □ Meilen)* mit 80 000 Einwohnern; jede der drei größeren Inseln ist etwa 20 bis 30 Meilen



Bewohner der Salomonsinseln.

lang und 5 bis 10 Meilen breit. Die meisten Inseln sind schmal und lang und haben klippige Küsten, die mit Rissen umgeben sind, welche die Schifffahrt in diesen Gewässern außerordentlich erschweren.

Die Bewohner gehören zu den Melanesiern, sind intelligent, aber wild, kriegerisch und dem Kannibalismus ergeben. Sie treiben Ackerbau und Fischfang und zeichnen sich unter den Melanesiern durch ihre besonders fein und sauber gearbeiteten Waffen aus. Da die ersten Besucher dieser Inseln vielfach in Streitigkeiten mit den Eingeborenen gerieten, wobei es wohl nicht ohne Schuld der Weißen selten ohne Blutvergießen abging, sind schließlich die Bewohner der Salomons-Inseln in den gewiß nicht gerechtfertigten Ruf gekommen, die wildesten, rohsten und grausamsten unter den Melanesiern zu sein. Daher sind diese

*) Also größer als die Provinz Westfalen (20 000 qkm).

Inseln später sehr wenig, höchstens von einigen Missionaren und Händlern, besucht und uns nur ganz oberflächlich bekannt geworden. Die meisten werden von hohen, mit Urwald bedeckten Gebirgen durchzogen, der Boden ist zum teil fruchtbar und wird durch zahlreiche Bäche bewässert. Auf der Insel Bougainville erheben sich das Kaiser- und Kronprinz-Gebirge bis zu 2000 m. Aus dem Tierreiche kommen wilde Schweine, Hunde, Vampyre, viel Geflügel und Schattiere vor; an Kulturgewächsen findet man auch hier Kokospalmen, Brotfrucht bäume, Yams, Taro, Bananen, Bataten und Zuckerrohr; außerdem liefern die Inseln Gewürze, Harze, Schwefel, Schildpatt und etwas Gold.

Die Salomonsinseln wurden im Jahre 1567 von dem spanischen Seefahrer Mendana entdeckt. Derselbe hielt sie für außerordentlich goldreich und glaubte deshalb, das alte Ophir in ihnen gefunden zu haben, wohin Salomo seine Schiffe sandte, um Gold zu holen.

Die Marshallinseln.

Der Marshall-Archipel liegt östlich von den Carolinen und besteht aus 33 Atolls, welche, in zwei Reihen geordnet, von Nordwesten nach Südosten ziehen. Die östliche Gruppe heißt Radaf, die westliche Kalif. Die Inseln haben zusammen einen Flächeninhalt von 400 qkm, (7 □ Meilen) und werden von etwa 11 bis 12 000 Mikronesiern bewohnt. Etwas westlich von dieser Gruppe liegen die Brown- (69 qkm) und Providence-Inseln (19 qkm), welche ebenfalls unter deutschem Schutze stehen.

Der Boden der Inseln ist meist flach und wasserarm; am Strande besteht er aus weißem, scharfen Sande und ist nur spärlich mit Pflanzenwuchs versehen. Nach dem Innern zu wird er allmählich fruchtbarer, doch ist die Schicht des fruchtbaren Bodens, welche den Korallenfels bedeckt, nicht sehr dick. Der Graswuchs ist dünn, in den Waldungen fehlt das Unterholz und die Bäume stehen ziemlich vereinzelt. Die Vegetation beschränkt sich im allgemeinen auf die Kokospalme, den Pandanus, den Brotfruchtbaum, die Olive, die Dattel und den Reis; die südlichen Inseln des Archipels zeichnen sich vor den nördlichen durch größere Fruchtbarkeit aus.

Das größte der Atolls ist Jaluit (spr. Dschaluit), es ist 90 qkm (1,6 □ Meilen) groß und hat gegen 1000 Einwohner. Auf der die Lagune umgebenden Korallenbank liegen 58 kleine Inseln, von denen

keine über 550 m breit ist. Nirgends erhebt sich der Boden mehr als 4 m über die Hochwasserlinie. Aus der Ferne erscheinen diese Inseln als dunkle Punkte auf dem Meere. Nach und nach heben sich die Palmen empor, danach das Land, und schließlich wird auch die Lagune mit ihrem meist grünlichen Wasser sichtbar. Quellwasser fehlt gänzlich auf diesen Inseln, die Bewohner sind daher genötigt, den Regen, der besonders vom März bis Oktober reichlich fällt, in Gruben aufzufangen.

Wie die Pflanzenwelt, so ist auch die Tierwelt auf diesen Inseln außerordentlich schwach vertreten. Ratten und Mäuse, Hühner, wilde Tauben, Kuckucke, Seevögel, welche sich von Zeit zu Zeit auf einer Insel niederlassen und verschiedene Arten Insekten, besonders Moskitos, sind die hauptsächlichsten Vertreter aus dem Tierreiche.

Die Bewohner sind meist sanft und friedliebend und nehmen den Fremden nicht ungern auf. Ihre Gestalt ist schlank, die Haut dunkelbraun, das lange, schwarze Haar wird teils auf dem Hinterkopfe zusammengedreht, teils offen herabhängend getragen. Sie sind kühne und geschickte Schiffer; ihre kunstvollen Boote bauen sie zum teil aus dem Holze, das ihnen das Meer aus fernen Weltteilen zutreibt. Die in den Wurzeln der angeschwemmten Baumstämme mitgeführten Steine werden sorgfältig gesammelt und aufbewahrt. Man benutzt



Marshall-Inulaner.

dieselben zum Schleifen und Schärfen der Werkzeuge, die meist aus Muscheln und Fischgräten, zuweilen auch aus Eisen bestehen, das ihnen durch Trümmer von gescheiterten Schiffen zugeführt wird. Noch jetzt wird von den meisten das Feuer durch Aneinanderreiben zweier verschiedenartiger Holzstücke angezündet.

Die Kleidung besteht bei den Männern aus einem um die Hüften gebundenen Gürtel, an welchem zerstückte Pandanusblätter getragen



Marshall-Insulanerin.

werden, die bis an die Kniee herabreichen. Der Oberkörper ist reich tätowiert, das Haar wird mit Federn geschmückt, Hals, Arme und Beine werden mit Ketten, Muscheln, Geräten und allerlei andern Dingen behängt, und in den weit aufgeschlizten Ohrfläppchen werden Rollen von Schildpatt angebracht. Die Frauen tragen statt des Gürtels eine Matte, die bis zu den Knöcheln herabreicht. Sie sind weniger tätowiert als die Männer, tragen dagegen einen größeren Schmuck an Ketten und Federn und verzieren das gefalbte

Haar mit duftenden Blumen von wildwachsenden und Zierpflanzen, die sie oft mit großer Mühe auf dem unfruchtbaren Boden ziehen, nur aus dem Grunde, um sich mit den Blüten das Haar zu schmücken.

Die Bewohner nähren sich hauptsächlich von Fischen, den Kernen der Kokosnüsse, den sehr mehreichen Wurzeln der Taropflanze und der Pandanusfrucht. Nur im höchsten Notfalle wird das Fleisch der Hühner und der Ratten gegessen. Die Hühner hält man nur der Federn wegen, die als Schmuck verwandt werden; der Genuß der Eier ist den Bewohnern fremd. Die Kokosnuß ist für die Bewohner dieser Inseln das hauptsächlichste Nahrungsmittel. Da jedoch die vom September an auftretenden Stürme oft die furchtbarsten Verheerungen anrichten, werden sie auch dieses Nahrungsmittels zuweilen beraubt. Um die Palmen einigermaßen zu schützen, werden sie mit Stricken, die aus den Fasern der Kokosnußschale gearbeitet sind, nach verschiedenen Seiten hin an Pfähle festgebunden.

n
n
ie
er
h
r
e
te
it
e
n
n
n
n
tt
n
s
u
o
er
ie
n
cf
n
te
n,
r

en
id
er
er
er
er
m
en
of.
n,
en

Unter den Eingeborenen besteht teilweise noch Polygamie, doch haben gewöhnlich nur die Häuptlinge und wohlhabenden Bewohner mehrere Frauen, während die ärmeren sich mit einer, auch wohl ohne Frau begnügen müssen.

Die Geister der Verstorbenen sollen sich in den Kronen gewisser Palmen aufhalten; man umgibt diese deshalb mit einem Gehege und stellt von Zeit zu Zeit Speisen und Blumen darunter, um die Geister gegen die noch Lebenden freundlich zu stimmen. (Vergl. Art. über die Religion!)

Auf den südlichen Inseln des Archipels ist die Kultur infolge der Wirksamkeit der Missionare schon weiter vorgeschritten. Die Vielweiberei ist abgeschafft, und die meisten Bewohner sind zum Christentum bekehrt. Die Kleidung der Frauen ist vollständiger geworden, indem auch der Oberkörper mit einem Leibchen aus Rattun bedeckt wird. Die Männer tragen das Haar kurz geschnitten.

Auf der Insel Saluit, welche mit einem guten Hafen versehen ist, ist der Mittelpunkt des Handels für Mikroneisien; hier besitzt die „Saluit-Gesellschaft“, welche die Niederlassungen der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln“ und der Firma Robertson & Hernsheim übernommen hat, ihre Hauptfaktoreien. In Saluit werden die deutschen Waren gelandet und dann durch kleinere Schiffe den auf den umliegenden Inseln angestellten Agenten überbracht. Diese tauschen im Verkehr mit den Eingeborenen die in Stücke geschnittenen und an der Sonne getrockneten Kerne der Kokosnuß ein, welche dann unter dem Namen Kopra nach Europa befördert werden. Eingeführt werden dort hauptsächlich eiserne Geräte, Spirituosen und Baumwollensstoffe.

Im Jahre 1885 wurde die Inselgruppe unter die Schutzherrschaft des deutschen Reiches gestellt. Durch Kapitän Röttger, Kommandant S. M. S. „Nautilus“, wurde im Beisein des Herrn Franz Hernsheim die deutsche Flagge auf Saluit und allen wichtigen Inseln der Gruppe gehißt. Die halb darauf gegründete „Saluit-Gesellschaft“ mit einem Aktienkapital von 1200 000 Mark ist in ihren Handelsinteressen auf die Marschall-, Karolinen- und Kingsmillinseln beschränkt. (S. S. 137.)

Die deutsche Reichsregierung ist durch einen kaiserlichen Kommissar, der auf Saluit seinen Sitz hat, vertreten.

Die Marschallinseln haben ihren Namen von dem Engländer Marschall, der sie 1788 entdeckte. Chamisso besuchte die Inselgruppe auf seiner Weltreise (1815—1818) und brachte genauere Nachrichten über dieselbe mit. Seit 1878 ist auf Saluit eine deutsche Kohlenstation.

Anhang.

Die Samoa=Inseln.

(Siehe Karte 4.)

Durch die beklagenswerten Kämpfe, welche in letzter Zeit auf Samoa stattgefunden, ist das allgemeine Interesse auf diese Inseln gelenkt worden. Es wird daher recht erwünscht sein, wenn auch über diese Inselgruppe, welche für den deutschen Handel von großer Wichtigkeit ist, hier etwas näheres mitgeteilt wird.

Die Gruppe der Samoainseln liegt unter dem 14. Grade südlicher Breite und dem 171. Grade westlicher Länge v. Gr; sie besteht aus



Hütte eines Eingeborenen auf Upolu.

vier größeren Inseln (Upolu, Savaii, Tutuila, Manua) und mehreren kleineren (Upolima, Manono u. a.) und hat einen Flächeninhalt von 3012 qkm (54,7 □Meilen).

Die Zahl der Eingeborenen soll in früheren Jahren 180 000 betragen haben, sie nahm jedoch von Jahr zu Jahr ab, und im Jahre 1860 betrug dieselbe nur noch etwa 30 000. Seitdem ist sie wieder im Steigen begriffen, und man schätzt sie jetzt wieder auf 38 000. Davon kommen auf Upolu 17—18 000, auf Savaii 13—14 000, auf Tutuila etwa 4 000. Außerdem leben auf diesen Inseln gegen 300 Weiße, darunter 180 Deutsche.

Die Samoainseln gehören zu den schönsten und anmutigsten Inseln der ganzen Südsee und zeichnen sich durch ein mildes und gesundes Klima aus. Sie haben meist hohe und steile Küsten, welche nur in beschränktem Maße von Korallenriffen umgeben sind. Alle sind vulkanischer Natur und mit bedeutenden, teilweise bis zu 2000 m hohen Bergen durchzogen, welche vom Fuß bis zum Gipfel mit herrlichem Pflanzenwuchs bekleidet sind und zahlreiche erloschene Krater aufweisen. In Terrassen fallen die Gebirge ab und senden viele Bäche und Flüsschen, die oft prächtige Wasserfälle bilden, dem Meere zu. Das Land ist überall reich bewässert und außerordentlich fruchtbar; es ist mit der üppigsten Vegetation bedeckt und eignet sich für den Anbau aller Tropenfrüchte. An den Küsten entlang ziehen schöne Ebenen, welche wegen ihrer großen Fruchtbarkeit für Pflanzungen vortrefflich geeignet sind. Angebaut werden hauptsächlich Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Orangen, Pijang, Zuckerrohr, Taro und Yams. An Tieren findet man Schweine und Hunde, Papageien, Tauben und zahlreiches anderes Geflügel; das Meer ist reich an Fischen und Schildkröten. Größere Säugetiere fehlen auf diesen Inseln gänzlich.



Mädchen von Samoa.

Die Eingeborenen sind wohlgewachsen und von großem, kräftigem Körperbau; sie sind sehr geschickt in der Anfertigung von Matten, Zeugen und allerlei Hausgeräten. Sie beschäftigen sich meist mit Fischerei und wohnen in schön gebauten Hütten und Dörfern. Fast alle haben das Christentum angenommen, und zwar gehören die meisten der protestantischen Kirche an. Es bestehen bei ihnen Schulen und Kirchen, auch gibt es dort eine Anstalt, in welcher Eingeborene zu Lehrern ausgebildet werden. (Näheres über die Bewohner siehe Artikel „Die Polynesier u. Mikronesier.“)

Die wichtigste Insel ist Upolu; dieselbe erstreckt sich von Westen nach Osten in einer Länge von 7—8 deutschen Meilen und mißt in

ihrer größten Breite $2\frac{1}{2}$ Meilen. Im mittleren Teile der Insel fallen die Gebirge nach Norden und Süden steil ab, während sie sich nach Osten und Westen allmählich senken. Der Boden ist stellenweise so porös, daß die Bäche ganz verschwinden und erst am Ufer wieder hervorsprudeln, ja im westlichen Teile der Insel ist er so durchhöhlte, daß er unter dem Tritte des Wanderers dröhnt. Südlich von Apia erhebt sich der 860 m hohe Krater Lanuto, in dessen Becken sich ein See gebildet, der 700 m im Durchmesser hat und von einem 30 m hohen Felsenkranz umgeben ist.



Hafeneinfahrt auf Upolu.

Die ganze Inselgruppe hat nur wenige gute Häfen aufzuweisen; der besseren einer ist der an der Nordseite der Insel Upolu gelegene Hafen Apia, der mit einem breiten Gürtel von hundertfältig gezackten und verästelten Korallenriffen, die sich teils bis einige Fuß unter den Meeresspiegel, teils über denselben erheben, umgeben ist. In der Nähe des Hafens befindet sich ein prächtiger, 70 m hoher Wasserfall, den man meilenweit von der See beobachten kann. In Apia ist der Mittelpunkt des Handels, hier liegen die Konsulate und die Ansiedelungen der Weißen. Auf der Halbinsel Mulinua, welche den Hafen im Nordwesten begrenzt, ist der Sitz des Königs Tamasese.

Außer kleineren Länderstrecken, welche Deutsche und Engländer auf der Insel Savaii besitzen, haben die Weißen nur größeren Länderbesitz auf Upolu, und zwar gehören 70 000 Acker*), etwa $\frac{2}{5}$ der ganzen Insel, der deutschen „Handels- und Plantagengesellschaft“, 9500 Acker den Amerikanern und 9000 Acker den Engländern. Von ihrem Besitztum bebauen gegenwärtig die Deutschen 8000 Acker, die Engländer 500, die Amerikaner haben hier gar keine Plantagen. Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft unterhält auf den Samoainseln und den umliegenden Eilanden mehrere hundert Stationen, auf welchen einzelne Händler von den Eingeborenen Kopra eintauschen. Hieraus ist ersichtlich, daß der deutsche Handel den der anderen Nationen auf Samoa weit überwiegt. Auf den Plantagen werden besonders Kokospalmen, Baumwolle und Kaffee angebaut. (Vergl. S. 137.)

Der jetzige König auf Samoa ist Tamasese; er stammt aus dem Utuagebiete im Osten der Insel und regiert seit 1886. Sein Vorgänger Malietoa**) wurde infolge eines ausgebrochenen Aufstandes als Gefangener von Samoa fortgeführt und befindet sich jetzt auf den Marshallinseln. Bei der darauf stattfindenden Wahl eines neuen Königs vereinigten sich die meisten Stimmen auf Tamasese. Der neue König umgab sich mit einer Leibwache, welche den Kern zu einer größeren Truppenmacht bilden sollte und ließ dieselbe von einem preußischen Unteroffizier, der sich noch in Apia befindet, ausbilden. Als Minister wurde dem König der preußische Hauptmann a. D. Brandeis beigegeben. Im August 1888 entstanden Zwistigkeiten unter mehreren Häuptlingen. Der König ließ die Schuldigen auffordern, zur Ausgleichung der Streitigkeiten vor ihm zu erscheinen. Sie folgten jedoch dieser Aufforderung nicht, griffen vielmehr zu den Waffen und stellten an ihre Spitze den angesehenen Häuptling Mataafa aus dem



König Tamasese.

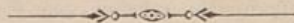
*) Etwa 300 qkm (5,4 □ Ml.).

**) Malietoa hat nun in feierlicher Weise sein Bedauern über sein früheres Verhalten ausgesprochen und gleichzeitig gebeten, der Kaiser möge das Vorgefallene als gesühnt betrachten. Darauf hin hat der Kaiser die Freilassung Malietoas angeordnet. (Frühjahr 1889.)

Tuamafagagebiete, welches in der Mitte der Insel liegt. Mataafa ist 50 Jahre alt und katholischer Christ; er nannte sich später ebenfalls König von Samoa und fügte seinem Namen noch den Titel Malietoa II. hinzu. Die Eingeborenen kämpfen nicht mehr mit Lanzen, Bogen, Pfeilen u., sondern mit Feuerwaffen, welche ihnen namentlich aus Amerika zugeführt werden. Die Kämpfe, welche in letzter Zeit zwischen den beiden Königen ausgefochten wurden, sind wohl allgemein bekannt.

Durch einen furchtbaren Orkan, der in der Nacht vom 16. zum 17. März d. J. im Hafen von Apia wütete, sind die beiden deutschen Kriegsschiffe „Adler“ und „Eber“, die amerikanischen Kriegsschiffe „Trenton“ und „Bandalia“ und von den im Hafen ankernden Kaufahrteischiffen die Barke „Peter Godoffroy“ und 7 Küstenschiffe auf die den Hafen umschließenden Riffe getrieben worden und verunglückt, wobei vom „Adler“ 20 Mann, vom „Eber“ 5 Offiziere und 70 Mann, von den amerikanischen Schiffen 4 Offiziere und 46 Mann und von den übrigen Schiffen 4 Personen den Tod in den Wellen fanden. Die deutsche Kreuzerfregatte „Olga“ und das amerikanische Schiff „Nipsic“ wurden zum Glück nur leicht beschädigt und bald wieder flott gemacht.

Im Frühjahr 1889 wurde von den auf Samoa beteiligten Mächten in Berlin eine Konferenz abgehalten, um den auf den Samoa-Inseln herrschenden Wirren und ungerichteten Verhältnissen ein Ende zu bereiten. Obwohl die Konferenz bereits geschlossen ist, sind die Beschlüsse derselben doch bis jetzt nicht veröffentlicht worden. Über den Inhalt des Vertrages ist der „Frankf. Ztg.“ folgendes zugegangen. Der Vertrag enthält die vollständige Autonomie der Inseln; die Bevölkerung wählt einen König und Vizekönig, als ersteren höchst wahrscheinlich Malietoa. Je ein Vertreter Deutschlands und Amerikas steht der einheimischen Regierung als Ratgeber zur Seite; als Schiedsrichter bei Meinungsverschiedenheiten fungiert der englische Vertreter. Die einheimische Regierung hat vollständig freie Hand in der inneren Verwaltung, auch das Recht, Zölle zu erheben, event. auch Schutzzölle; es wird ein einheimisches Kabinett gebildet, aus einem Ober- und einem Unterhaus bestehend. Das erstere besteht aus dem König, dem Vizekönig und den Häuptern der Stämme; in das Unterhaus wird auf je 2000 Einwohner ein Vertreter gewählt. Ueber die Errichtung von Kohlenstationen und Ankerplätzen für die Vertragsmächte sind genaue Bestimmungen getroffen; für die Entscheidung der Landstreitigkeiten ist eine besondere Verwaltungsbehörde eingesetzt. Deutschland erhält eine Geldentschädigung für seine Verluste auf Samoa.



Die kolonialen Gesellschaften.

(Nach Meinecke's Kolonialkalender und direkten Mitteilungen.)

1. Die Deutsche Kolonialgesellschaft.

Sitz: Berlin, Linkstraße 25. Präsident: Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Die Gesellschaft verfolgt den Zweck: die nationale Arbeit der deutschen Kolonisation zuzuwenden; die praktische Lösung kolonialer Fragen zu fördern; deutsch-nationale Kolonisations-Unternehmen anzuregen und zu unterstützen; auf die geeignete Lösung der mit der deutschen Auswanderung zusammenhängenden Fragen hinzuwirken; den wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhang der Deutschen im Auslande mit dem Vaterlande zu erhalten und zu kräftigen; für alle auf diese Ziele gerichteten Bestrebungen einen Mittelpunkt zu bilden.

Organ der Gesellschaft, welche in ungefähr 150 über ganz Deutschland verteilten Abteilungen bereits mehr als 16 000 Mitglieder zählt, ist die „Deutsche Kolonialzeitung“, welche jedem Mitglied unentgeltlich zugestellt wird. Mindestbeitrag jährlich 6 Mark für das Inland, 8 Mark für das Ausland. Auskunftsbureau siehe am Schluß dieses Abschnitts.

Der Beitritt zu dieser höchst gemeinnützigen Gesellschaft ist einem Jeden, der für die deutschen Kolonialbestrebungen Sympathien hat, aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Mit der praktischen Verwertung der deutschen Schutzgebiete befaßen sich:

2. Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Die Gesellschaft wird gebildet durch die Eigentümer von 532 Anteilscheinen im Einzelbetrage von 200 bis 1000 Mark und im Gesamtbetrage von 3 724 000 Mark. Die Gesellschaft ist berechtigt, weitere Anteile zu je 1000 Mark bis zum Gesamtbetrag von 10 Millionen Mark auszugeben. Sitz: Berlin, Krausenstraße 76. Vorsitzender des Direktionsrates: Bankier Karl von der Heydt in Elberfeld. Zweck: Erwerbung, Bebauung und Verwertung von Ländereien im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet, Handels- und Gewerbebetrieb, Ausübung der erworbenen Rechte. Seit 16. August 1888 besitzt die Gesellschaft laut Vertrag mit dem Sultan von Sansibar 11 Zollstationen an der Küste; außerdem eine Anzahl Stationen im Innern.

3. Neu-Guinea-Kompagnie.

Gebildet durch 1600 beitragspflichtige Anteile, von denen ein Teil nach Bedarf und Begehr ausgegeben wird. Auf jeden Anteil können bis zu 6500 Mark eingefordert werden. Das Kolonisationsgebiet der Gesellschaft erstreckt sich über

Kaiser Wilhelmsland und die zugehörigen Inseln, den Bismarck-Archipel und einen Teil der Salomonsinseln. Direktionsbureau in Berlin, Behrenstraße 43/44. Vorsitzender der Direktion: Geh. Kommerzienrat von Hansemann. Die Gesellschaft besitzt 5 Stationen in Kaiser Wilhelmsland (Fischhafen mit Butaueng, Konstantinshafen, Hagfeldhafen, Stephansort) und die Station Kerawara im Bismarck-Archipel, 3 Dampfschiffe und 2 Barken.

4. Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika.

Die am 5. April 1885 gegründete Gesellschaft hat die ehemals Lüderitz'schen Besitzungen und Rechte erworben. Ihr Landbesitz erstreckt sich vom Oranjefluß bis zum Kunene in einer Breite von durchschnittlich 150 Kilometern. Außerdem besitzt die Gesellschaft das Bergregal im ganzen südwestafrikanischen Schutzgebiet. — Sitz in Berlin W., Wilhelmstraße 64. I. Vorsitzender des Verwaltungsrats: Hugo Fürst zu Hohenlohe, Herzog von Ujest. I. Vorstand: F. Cornelius.

5. Deutsch-Westafrikanische Kompagnie Brueckner & Co.

Stille Handelsgesellschaft, Kapital 500 000 Mark; voll einbezahlt. Zweck: Wirtschaftliche Ausbeutung von Südwestafrika. Begründet 1887. Besitzt eine Schlächtereierei im Sandwichhafen, Faktoreien etc. Sitz: Berlin, Wilhelmstraße 124.

6. Südwestafrikanisches Gold-Syndikat.

Sitz in Berlin C., Behrenstraße 63. Hat die Erschließung und den Abbau der Mineralschätze in Deutsch-Südwestafrika zum Zweck.

7. Deutsch-Afrikanische Minen-Gesellschaft.

Anteilscheine je 500 Mark. Anmeldungen an Albert Berger & Co, Bankgeschäft, Berlin, An der Jerusalemer Kirche 11. Zweck: Ausbeutung der Goldriffe in Südwestafrika, welche durch eine dahin ausgesandte Expedition vorbereitet werden soll.

8. Deutsche Witu-Gesellschaft.

Kapital 500 000 Mark. Wirkungskreis Deutsch-Witu-Land. Hauptstation auf Lamu. Sitz in Berlin, Puttkamerstraße 1. Präsident des Verwaltungsrats: Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

9. Deutsch-Ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft.

Grundkapital 2 Millionen Mark in Aktien zu 1000 Mark. Vorstand: Graf Behr. Zweck: Plantagenbetrieb auf Sansibar und in Ostafrika. Sitz in Berlin W., Kaiserin Augustastrasse 71.

10. Deutsche Togo-Gesellschaft.

Begründet 8. Mai 1888. Beitragscheine je 200 Mark. Hat eine Expedition nach Logoland gesandt, nach deren Rückkehr der Umfang des Unternehmens festgestellt werden soll. Bureau in Berlin, Schmidtstraße 28. Vorsitzender: Dr. Lichtenstein.

11. Deutsche Pflanze-Gesellschaft.

Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 2 Millionen Mark (2000 Aktien zu 1000 Mark, wovon 25 % bei der Zeichnung, je weitere 25 % in jedem folgenden

Kalenderjahr zu zahlen sind.) Das Kapital ist noch nicht voll gezeichnet. Zweck: Plantagenwirtschaft in deutschen Schutz- und Interessegebieten. Sitz in Berlin W., Mauerstraße 49. Vorsitzender des Aufsichtsrats: Kommerzienrat Stahlberg in Berlin.

12. Jaluit-Gesellschaft.

Aktiengesellschaft, errichtet am 21. Dezember 1887, mit einem (voll einbezahlten) Grundkapital von 1 200 000 Mark, bestehend aus 240 Aktien zu je 5000 Mark. Die Gesellschaft übernahm die früher im Besitz der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln“ und der Firma Robertson & Hernsheim befindlichen Faktoreien. Sie besitzt eine Hauptfaktorei auf Jaluit, 12 Stationen auf den Marschall-, 14 auf den Karolinen- und 7 auf den Kingsmill-Inseln. Bureau in Hamburg, alte Gröningerstraße 1a. Vorstand: F. Hernsheim, F. Gerdzen.

Mit der Kolonisation nichtdeutscher Gebiete befaßten sich:

13. Deutsche Pondoland-Gesellschaft.

Kommanditgesellschaft mit zwei persönlich haftenden Gesellschaftern. Kapital vorläufig 700 000 Mark. Kommanditanteile je 500 Mark, Anteile stiller Gesellschafter je 100 Mark. — Die Gesellschaft besitzt ein Gebiet von etwa 150 000 Hektar im südafrikanischen Pondoland, worauf der 10—12 000 Hektar große wertvolle Ekoffawald. Das Land eignet sich trefflich für europäische Kolonisation; zwei Stationen sind bereits gegründet. — Sitz in Berlin, Friedrichstraße 71^{II}. Vorstand: Dr. Otto Kersten und M. Bauer in Berlin.

14. Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln.

Besitzt über 34 000 Hektar Ländereien auf Upolu, der Hauptinsel der Samoa-Gruppe; davon waren 1887 über 7500 Hektare in Kultur genommen. Arbeiterzahl über 1000. Hauptstation Apia. Handelsniederlassungen: auf den Samoa-Inseln 26, auf den Tonga-Inseln 26, im Bismarck-Archipel 13, auf sonstigen Inseln 10, deren Verkehr mit der Hauptstation durch einige zwanzig kleine Segelschiffe vermittelt wird.

15. Südamerikanische Kolonisations-Gesellschaft.

Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 500 000 Mark. Besitzt in Paraguay ein günstig gelegenes Gebiet von ca. 70 000 Hektaren, worauf Deutsche angesiedelt werden sollen. — Sitz in Leipzig, Katharinenstraße 11^{II}. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Genzsch und Prof. Dr. Howard.

16. Hermann, Deutsche Siedlungs-Gesellschaft.

Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 250 000 Mark. Besitzt Grundstücke in Südbrafilien, auf welchen Deutsche angesiedelt werden sollen. — Sitz in Berlin, Dessauerstraße 25. Vorstand: Kurella.

17. Kolonie Neu-Germanien.

Gegründet von Dr. Bernhard Förster im Juli 1887. Besitzt ein Gebiet von ca. 60 000 Hektaren in Paraguay, Distrikt von San Pedro, bestehend zu etwa $\frac{3}{4}$ aus bestem Urwald, zu $\frac{1}{4}$ aus Weideland. Im Sommer 1888 bestand die Kolonie bereits aus 40 Familien mit über 160 Köpfen. Leiter: Dr. Förster. — Auskunfts-erteilung durch Max Schubert in Chemnitz und Th. Fritsch in Leipzig, Windmühlenstr. 28.

einen
13/44.
fschaft
antin-
chipel,

g'schen
iß bis
besitzt
— Sitz
ürst zu

Zweck:
st eine
124.

bau der

geschäft,
n Süd-
den soll.

ptstation
ngsrats:

b: Graf
erlin W.,

pedition
festgestellt
htenstein.

Aktien zu
folgenden

Mit lediglich gemeinnützigen Zwecken befaßen sich (neben der bereits in erster Linie erwähnten Deutschen Kolonialgesellschaft):

18. Verein zur Förderung deutscher Interessen in Süd-Afrika.

Sitz in Berlin, Birkenstraße 59II.

19. Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.

Mindest-Jahresbeitrag 6 Mark. Sitz in Berlin.

20. Nachtigal-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung.

Sitz in Berlin, Schmidstraße 28. Vorstand: Dr. Henrici, z. B. in Westafrika.

21. Allgemeiner deutscher Verband zur Vertretung deutsch-nationaler Interessen.

Beabsichtigt, die Bestrebungen der einzelnen Vereine einheitlich zusammen zu fassen, um dadurch einen Mittelpunkt zu schaffen für gemeinschaftliche planmäßige Arbeit. Im Jahre 1890 soll ein Kongreß abgehalten und eine Kolonialausstellung veranstaltet werden.

➡ Zur Beachtung! ⚡

Das Auskunftsbureau der Deutschen Kolonial-Gesellschaft (Berlin, W., Lankstraße 25) erteilt unentgeltlich und unparteiisch Auswanderern möglichst genaue Antworten auf Anfragen, welche an dasselbe gerichtet werden. Dies Auskunftsbureau ist im gemeinnützigen Interesse gegründet, hat gute Verbindungen und ist imstande, Wahres vom Falschen zu unterscheiden, den Auswanderer zu belehren und ihn vor Schaden zu behüten.

Kolonial-Gesellschaften, welche künftigen Ausgaben dieses Buches ihre Statuten, Prospekte oder Geschäftsberichte beizufügen wünschen, wollen sich darüber mit der Verlags-handlung verständigen.

Größte und schönste Weltkarte.

In gleichem Verlage erschienen:

Neue Schulwandkarte

der

östlichen und westlichen Halbkugel
in homalographischem (Mollweide-) Entwurf.

Von

Joh. Ludwig Algermissen.

„Unter den flächentreuen (äquivalenten) Projektionen, die auf die Übereinstimmung der Flächenräume mit denen auf der Erdkugel berechnet sind, nimmt die homalographische den ersten Rang ein, weil sie die vollkommene Erfüllung der gestellten Aufgabe mit der bequemsten und verständlichsten Konstruktion verbindet. Sie wurde von Mollweide angegeben und von Vabinet auf einen ganzen Atlas ausgedehnt, obgleich sie die angemessenste Verwendung bei Planigloben und Darstellungen der gesamten Erdoberfläche findet.“

Steinhauser, Grundzüge der mathemat. Geographie. Seite 113.

„Diese für Erdhalbkugeln anerkannt zweckmäßigste Entwurfsart ist nun in den Algermissen'schen Erdhalbkugeln zum ersten Male der Schule nutzbar gemacht. Bei den ungekrümmten Parallelen ist die Orientirung wie auf der Merkator Karte und die Flächen sind hinsichtlich ihrer Größe allesamt in richtigem Verhältnis zu einander und zum Original, dem Globus, gezeichnet, und das sind bedeutende Vorteile gegenüber den bis jetzt gewöhnlichen Planigloben.“

Zeitschrift für Schulgeographie 1888, Heft 6.

Die Karte ist in großem Maßstabe gearbeitet. Der Äquator-Durchmesser beträgt $1\frac{1}{2}$ m = $1:8\frac{1}{2}$ Millionen, Länge des Äquators = $1:13\frac{2}{5}$ Millionen, Kartenfläche $1:145\frac{3}{4}$ Millionen der natürlichen Größe. An Sauberkeit der Zeichnung und der lithograph. Ausführung wird sie von keiner vorhandenen übertroffen. Sie ist reichlich ausgearbeitet und dennoch nicht überfüllt, da sehr viele Einzelheiten für die Ferne verschwinden; sie ist also ebenso geeignet für die Schule als für Kontor und Studierzimmer, Kasino's u. s. w. Vermöge ihrer hervorragend schönen Ausführung dient sie gleichzeitig als schönster und nützlichster Wandschmuck.

Um allen Wünschen und Bedürfnissen Rechnung zu tragen, wurden zwei verschiedene Ausgaben veranstaltet und zwar:

I. **Oro-hydrographisch** mit 5 Festlands-Höhenschichten (Senken unter dem Meerespiegel, Tiefland bis 300 m, Hügel land 300—700 m, Hoch-ebenen und Gebirge von 700—1500 m, Hochgebirge von 1500 m und mehr) und 3 Meerestiefenschichten (von 0—1000 Faden, 1000—3000 Faden und über 3000 Faden).

II. **Politisch** mit Abgrenzung der einzelnen Staaten in verschiedenen Farben, wobei die 2 obersten Höhenschichten und die 3 Abstufungen des Meeresbodens beibehalten sind.

Als **Nebenkarten** (in $\frac{1}{5}$ der Hauptkarte, 30 cm Durchmesser) sind gegeben und in verschiedenen Farben scharf abgegrenzt: östliche und westliche Halbkugel mit genauer staatlicher Einteilung. Nördliche und südliche Halbkugel mit Bezeichnung der Erdteile.

Der Preis (beider Halbkugeln zusammen) unaufgez. M. 24, auf Leinwand mit Stäben M. 40, ist im Verhältnis zur Größe und Ausführung außerordentlich mäßig.

Carl Heymann's Verlag, Berlin W.,
Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag.

Koloniales Jahrbuch.

Herausgegeben von Gustav Meinecke.

Erster Jahrgang.

Das Jahr 1888.

Mit einer Übersichtskarte der deutschen Kolonien.

Preis M. 6 — bei portofreier Zusendung M. 6,30; in Halbfranz gebdn. M. 7,50,
bei portofreier Zusendung M. 8.—

Inhalt: Strömungen in Afrika. — Die Mission in den deutschen Schutzgebieten.
Von P. C. Wallroth. — Ueberseeische Waldwirthschaft. Von Dr. Otto
Kersten. — Deutschbrasilianische Betrachtungen. Von C. Bolle. — Der
Antheil der deutschen Kriegsflotte an der kolonialen Bewegung des Jahres 1887/88
innerhalb der deutschen Schutzgebiete.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft. — Die deutschen Kolonien: Deutsch-
Südwestafrika. Das Kamerungebiet. Das Togogebiet. Deutsch-Ostafrika.
Das Wituland. Kaiser-Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel. Das Schutz-
gebiet der Marshall-Inseln. — Litterarisches. — Anhang. — Register.

Verlag von Georg Lang in Metz:

Lebensbilder

aus der deutschen Götter- und Heldensage

von

Dr. J. H. Albers,

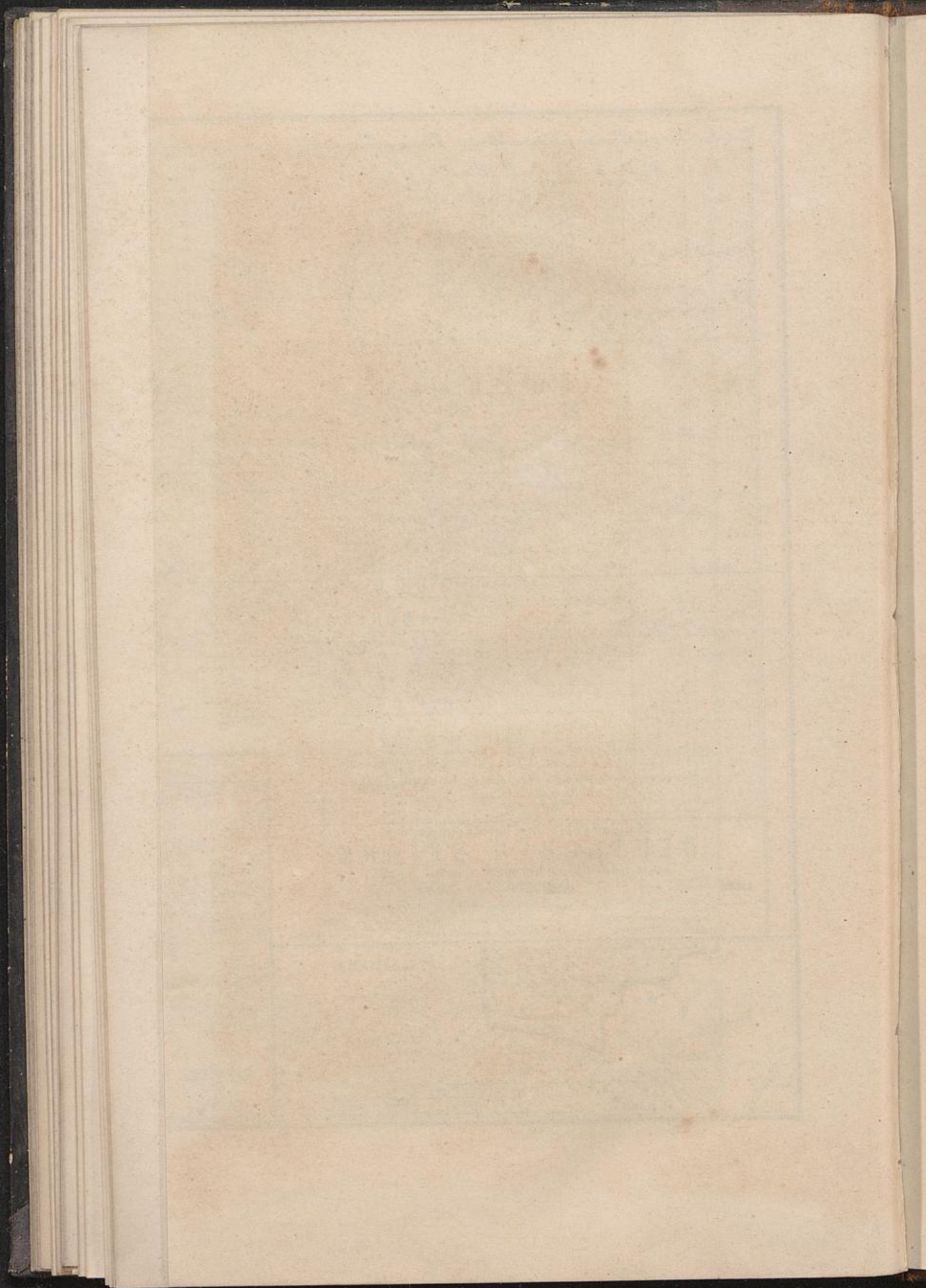
Oberlehrer an der Realschule zu Metz.

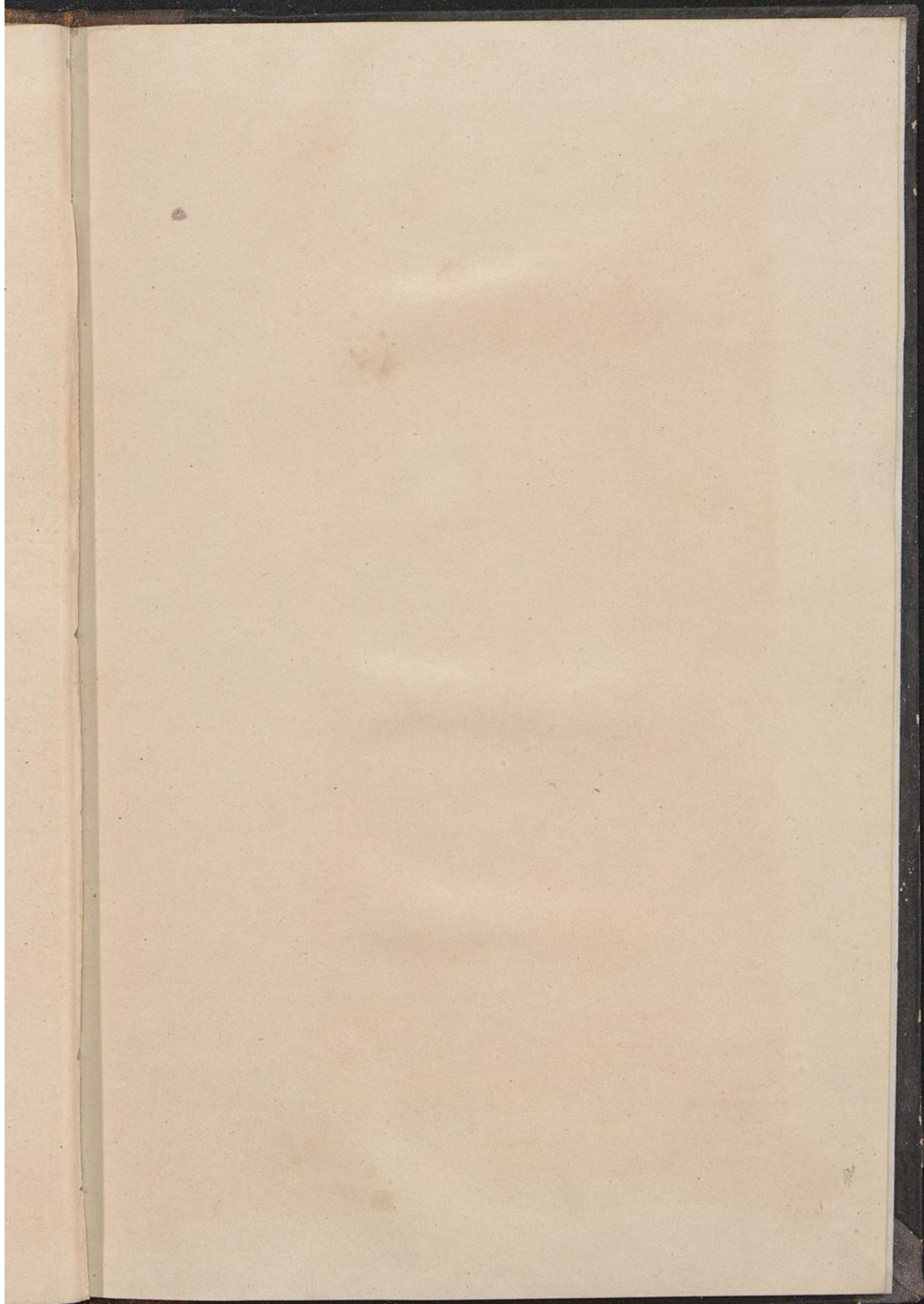
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. — Schulausgabe, brochirt, Preis
M. 1,50. Geschenkausgabe, in illustriertem Umschlag gebunden M. 2.—

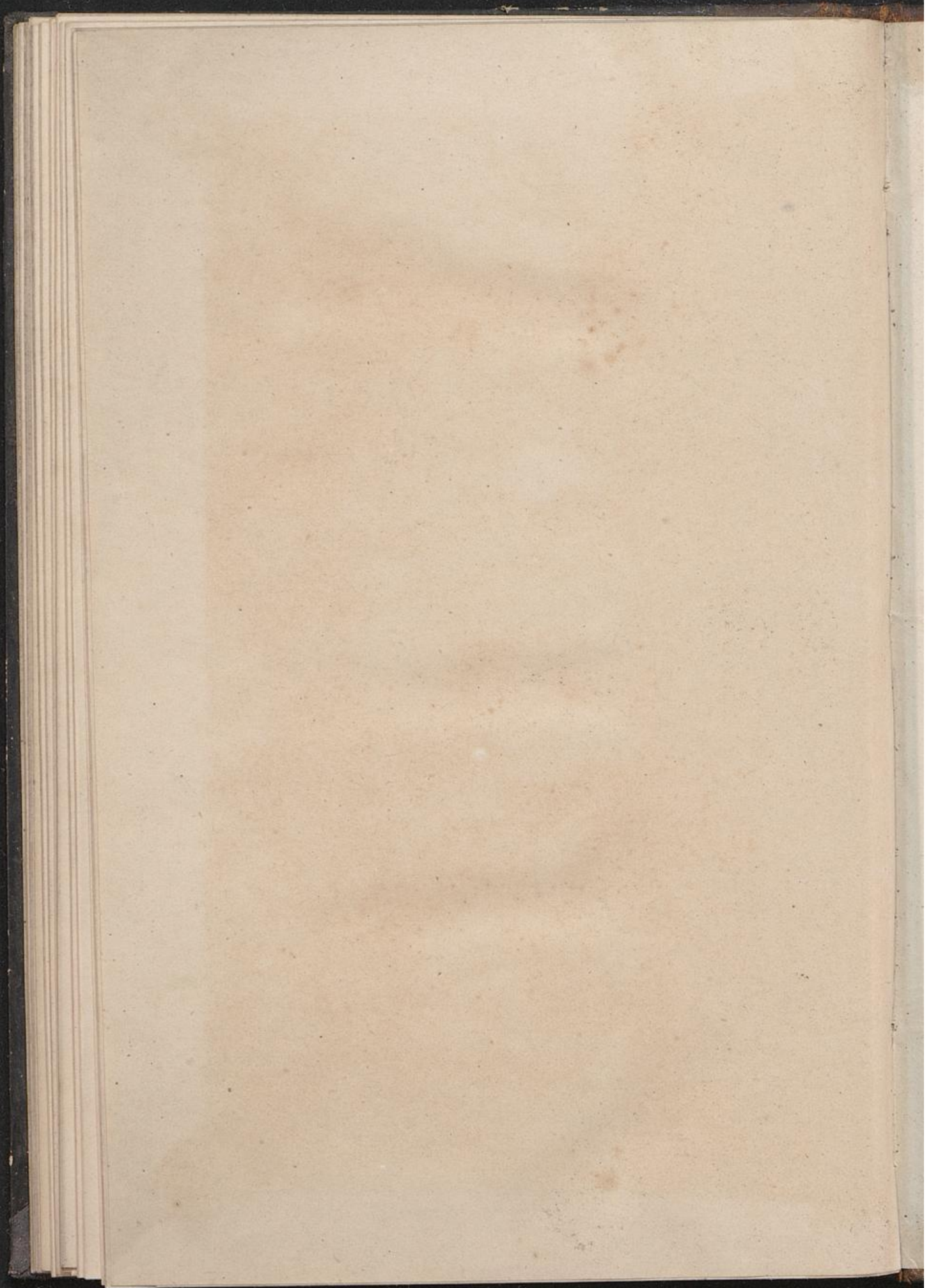
Empfohlen von den Städtischen Schuldeputationen in Berlin und Breslau,
den Jugendschriften-Kommissionen zu Berlin, Dresden, Frankfurt, Wiesbaden, Zerbst,
sowie der Schweizerischen Jugendschriften-Kommission; auf's günstigste besprochen
im Lüben-Dittes'schen Jahresbericht, der Allgem. deutschen Lehrerzeitung, dem Rhein-
Schulmann, dem Central-Organ für Realschulwesen, dem Pädagog. Literaturblatt,
der Chronik des Volksschulwesens, dem Literaturblatt für Kath. Erzieher und zahl-
reichen anderen angesehenen Zeitschriften.

➤ Ausführliche Anzeige mit zahlreichen Rezensionen steht zu Dienst; ebenso
auch zur Ansicht das Buch selbst.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

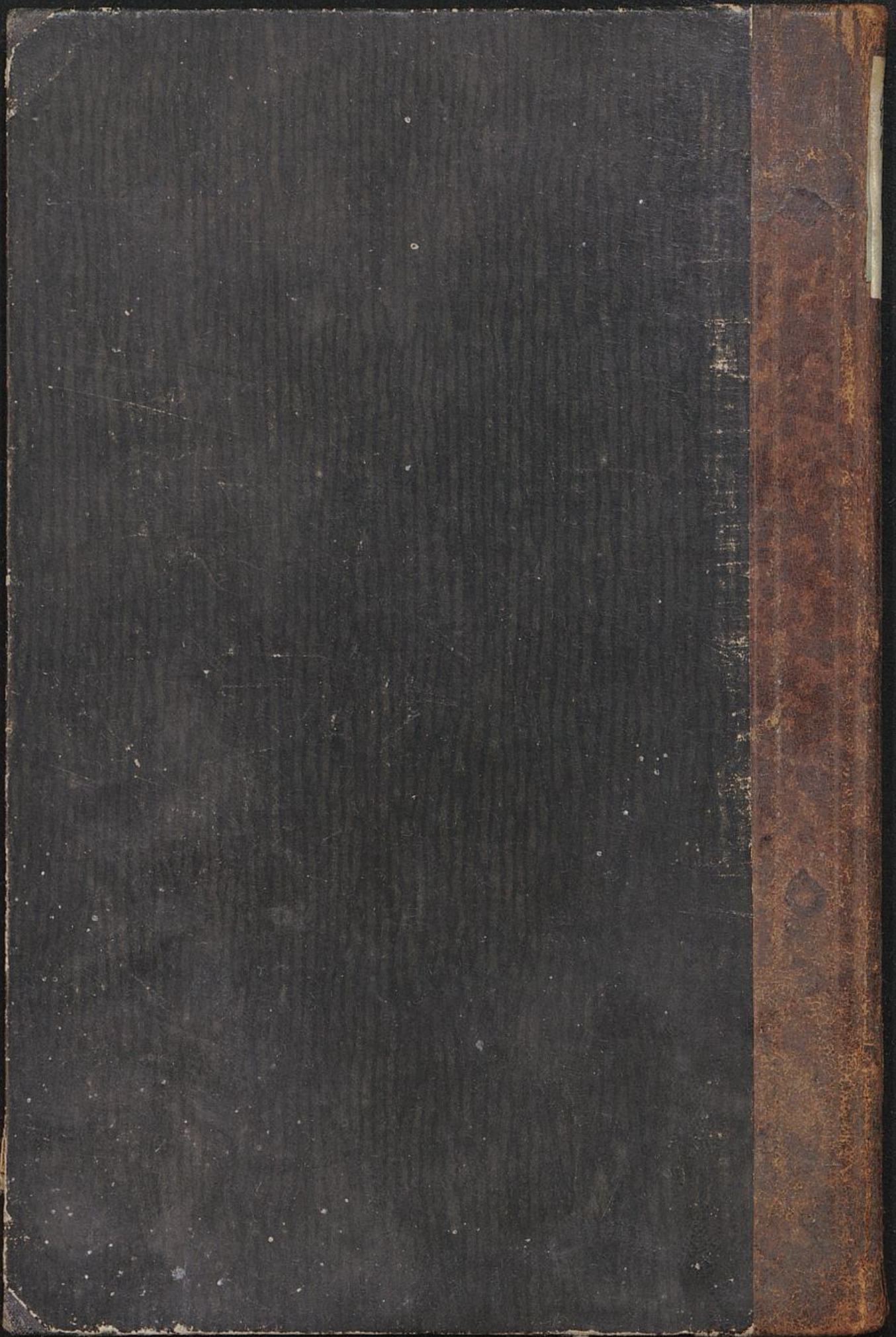






Landschaftsbibliothek AU3
Aurich
010 0577 4





Gg

12.